

2 Die Phase des Daseins: Problemfelder nach der Migration

Nois zuvor nachgezeichnete Geschichte zeigt, mit welchen Schwierigkeiten der Prozess des Ankommens in der Schweiz verbunden sein kann. Aus den mit Thailänderinnen und deren Partnern geführten Interviews lassen sich weitere Problem- und Konfliktfelder eruieren, die das Dasein nach der Migration wie auch das Zusammenleben der Paare mitgestalten. Durch deren nähere Betrachtung wird im Folgenden ein Beitrag zum Verständnis der Lebenswelt der Migrantinnen geleistet.

2.1 Verständigung

Im Rahmen der Studie zeigte sich bei verschiedensten Gelegenheiten, dass Thailänderinnen – unabhängig davon, wie lange sie bereits in der Schweiz leben – oft nur über rudimentäre Deutschkenntnisse verfügen und dementsprechend Mühe damit haben, sich im Alltag zu verständigen. Die Ursachen für die sprachlichen Defizite der Migrantinnen können sehr vielfältig sein, wie etwa das Fallbeispiel von Ying zeigt, die mittlerweile seit 18 Jahren in der Schweiz lebt. Sie erzählt: »Für mich ist es ganz neu diese Sprache. [...] Wenn ich gewusst hätte, dass ich in die Schweiz lebe, dann ich hätte schon in Thailand Hochdeutsch gelernt. In Thailand schon lernen. Dann wäre es einfacher für mich« (1A/57-59). Obwohl Ying vor ihrer Heirat mit einem Schweizer zunächst ein Visum zu Studienzwecken beantragte – mittels dessen sie sich ein Jahr lang in der Schweiz aufhalten konnte, um Deutsch zu lernen –, hat sie dies nur bedingt als Chance wahrgenommen, sich auf eine Zukunft in der Schweiz vorzubereiten, wie sie weiter meint: »[Ich ging in die Sprachschule] nicht wegen ich [...] will lernen, ich will wissen, ich will sprechen. Ich denke nicht so weit in die Zukunft. Nur wirklich wegen dem Visum. Sonst könnte ich heute besser

Hochdeutsch sprechen« (1A/69-71). Wie Ying begründen auch andere Thailänderinnen ihre sprachlichen Defizite damit, dass sie nicht explizit beabsichtigt hatten, in die Schweiz zu migrieren, und somit auch die Gelegenheit verpasst hätten, Deutsch zu lernen. Zugleich lässt sich jedoch auch feststellen, dass sich die Motivation, Deutsch zu lernen, teilweise auch nach einem geregelten Aufenthaltsstatus in Grenzen hält. Wie bei Ying selbst könnte dies nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen sein, dass die Frauen eine Rückkehr nach Thailand anstreben und somit auch nicht die Absicht haben, längerfristig in der Schweiz zu verbleiben.

Für viele der befragten Thailänderinnen stellt Deutsch die erste Fremdsprache dar, die sie erlernen. Wie Ying erzählt, fühlte sie sich im Unterricht dementsprechend oft überfordert: »Ich beginne alles neu. A, B, C, D... Eins, zwei, drei, vier, fünf... [...] Ich habe viel in der Klasse geweint« (1A/57-61). Deutsch zu lernen, ist für viele Thailänderinnen, gerade wenn sie aus einem bildungsferneren Kontext stammen, eine grosse Herausforderung. Nicht zuletzt fehlt es ihnen oft an alltäglichen Gelegenheiten, um Deutsch zu sprechen. So erzählt Ying etwa:

Ich habe nur bis (zum Sprachniveau) B2 gelernt. [...] Nach dieser Schule bleibe ich immer nur zu Hause. Ich immer nur zu Hause. Schade. Schade, aber ich will arbeiten. Aber (Ehemann) sagt, oh, du kannst nicht Deutsch sprechen. Du verstehst nicht gut Deutsch, sie sagen sicher Nein. Schade, wirklich nur zu Hause [...]. Bin ich nur mit Thailänderinnen zusammen. (1A/76-80)

Auch ihr Ehemann Beat bemerkt in diesem Zusammenhang, dass seine Frau ausserhalb des Familienkontextes kaum Möglichkeiten ergreift, Deutsch zu sprechen: »Ich sage ihr oft, sie soll in Turnverein oder irgendwo hingehen, a) könnte sie ein bisschen Sport machen und b) nur Deutsch sprechen. Sie wäre nicht immer nur um Thai-Leute herum« (1A/1454-1455). An seine Frau richtet er: »Weil du triffst dich entweder mit deinen Kolleginnen oder im Facebook. Wärest du nicht noch mit mir verheiratet, würdest du gar nie Deutsch sprechen« (1A/1455-1457).

Verständigungsschwierigkeiten bilden eines der grössten Problemfelder von Thai-Frauen in der Schweiz. Wie das Beispiel von Ying bereits andeutet, sind sie mit einer Reihe von Folgeproblemen verbunden und haben damit auch einen negativen Einfluss auf andere Lebensbereiche, auf die ich im Folgenden näher eingehe.

2.1.1 Abhängigkeit, Zurückhaltung und Verunsicherung

Im Kontakt mit Thai-Frauen zeigte sich immer wieder, dass sie sich im Umgang mit der deutschen Sprache nicht sonderlich wohlfühlen scheinen. Gerade in Interviews dürfte die doch eher ungewohnte, formale Gesprächssituation nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, dass einige der Frauen einen besonders zurückhaltenden und unsicheren Eindruck hinterliessen. Das Beisein der Ehemänner in den Paarinterviews wirkte sich insgesamt zwar positiv auf das Selbstbewusstsein der Frauen aus, führte jedoch auch dazu, dass die Männer ihre Ehefrauen oft in eine passive Rolle drängten. So ergriffen etwa sie häufig das Wort, wenn sie zu wissen glaubten, was ihre Frauen eigentlich sagen wollen, ohne ihnen dabei den Versuch zuzugestehen, sich selbst artikulieren zu können. Dass Gespräche damit oft von den Männern dominiert wurden, muss jedoch nicht zwangsläufig als Indiz dafür gewertet werden, dass die Frauen auch im Ehealltag nur wenig zu sagen haben. Vielmehr entstand der Eindruck, dass die Vermittlungs- und Übersetzungsleistungen der Ehemänner einen Versuch darstellten, das durch die unterschiedliche sprachliche Ausdrucksfähigkeit bedingte Ungleichgewicht abzuschwächen und ihren Frauen damit zu mehr Gehör zu verhelfen.

Auch wenn dies für mich als Forscherin in den Interviewsituationen teilweise eine Erleichterung und nicht zuletzt auch sehr aufschlussreich war, dürfte diese Art der Unterstützung der Ehemänner nicht nur förderlich für die Frauen sein. Dass ihre Männer ihnen alltägliche Herausforderungen abnehmen, mag für einige eine bequeme und durchaus auch gewünschte Situation darstellen, andere wiederum verpassen wertvolle Chancen, sich die benötigten praktischen Fähigkeiten anzueignen, um sich auch unabhängig vom Partner orientieren und durchsetzen zu können. Ihren Ehefrauen Gelegenheiten zu bieten, sich im Alltag zu beweisen und somit an Selbstbewusstsein zu gewinnen, ist jedoch nicht allen Männern gleichermassen wichtig, wie etwa das Beispiel von Beat zeigt. Im Paarinterview sagt er zu seiner Frau: »Du bist sehr, sehr selbstständig, manchmal zu selbstständig« (1A/857). Das im Zitat zum Ausdruck kommende Bedenken gegenüber der Selbstständigkeit seiner Frau kann sowohl vor dem Hintergrund des Wunsches nach Kontrolle als auch der Angst interpretiert werden, von einer unabhängigen Partnerin nicht mehr im gewünschten Ausmass gebraucht zu werden. Insofern können die von den Ehemännern erbrachten Unterstützungsleistungen – auch wenn sie diese primär als Zeichen ihrer Hilfsbereitschaft oder ihres Verantwortungsgefühls

gegenüber ihren Frauen betrachten – bewusst oder unbewusst zur Schaffung von Abhängigkeiten beitragen.

Dass das zuvor erwähnte Ungleichgewicht in den Interviewsituationen und die damit verbundene Unsicherheit nicht repräsentativ für andere Lebensbereiche sein müssen, zeigte sich in der Feldforschung insbesondere bei gemeinsamen Besuchen an thailändischen Festen. Dort wurde auch deutlich, wie eng das Selbstbewusstsein der Frauen mit ihrer sprachlichen Ausdrucksfähigkeit verbunden ist. Im Gegensatz zu den Interviewsituationen hatten sie in einem thailändisch geprägten Umfeld nämlich keine Schwierigkeiten, zu demonstrieren, dass wir uns nun in einer Sphäre befinden, in welcher sie sich problemlos orientieren können. Ihr dortiges Auftreten liess sie im Kontrast zu den Interviewsituationen sehr selbstbewusst erscheinen. Ähnlich erleben einige der Männer ihre Frauen bei gemeinsamen Ferien in Thailand, wo sich die Abhängigkeitsverhältnisse nicht zuletzt aufgrund der Sprachkenntnisse zugunsten der Frauen verschieben. Gerade als *Farang* könne man sich in Thailand ohne Sprachkenntnisse nur schlecht durchsetzen, wie viele Männer immer wieder berichten. Insofern sind es in Thailand meist die Frauen, die sich um alltägliche Angelegenheiten und Besorgungen kümmern – und damit auch die Rolle übernehmen, die ansonsten in der Regel ihren Männern zukommt. Ein Umstand, den viele Männer von Thai-Frauen, nicht zuletzt auch im Hinblick auf eine künftige Auswanderung, nur ungern hinnehmen wollen und daher sehr bemüht darum sind, Thai zu lernen.

Angesichts der Verunsicherung im Umgang mit der deutschen Sprache fällt es einigen der befragten Thailänderinnen auch schwer, ausserhalb des Familienkontextes Freundschaften zu Schweizer:innen aufzubauen. »Es ist schon einsam, wenn man nicht mit den Menschen reden kann« (9A/556-557), erzählt etwa Pui über ihre erste Zeit in der Schweiz, in welcher sie sich lediglich mit gebrochenem Englisch verständigen konnte. Yings Beispiel zeigt zudem, dass die Sprachbarriere nicht nur ein Hindernis beim Aufbau von Kontakten darstellt, sondern selbst nach 18 Jahren in der Schweiz das Gefühl aufrechterhält, in der Schweiz fremd zu sein. So meinte sie etwa zu mir: »Wenn ich alleine mit dir, obwohl ich dich gut kenne, ich fühle mich immer ich bin Fremde nur wegen Sprache und wegen Kultur« (1B/1665-1666). Insofern liegt die Annahme nahe, dass die in der Thai-Kultur oft als *Maxime* umschriebene Zurückhaltung im Umgang mit Fremden nicht zuletzt auch auf eine sprachlich bedingte Verunsicherung zurückzuführen ist. Dass Thailänderinnen es in der Regel bevorzugen, sich in ihrer Muttersprache zu unterhalten, konnte auch durch die Fachstelle für Frauenhandel und Frauenmigration Zürich (FIZ)

bestätigt werden. So bemerkte man dort etwa, dass die Anzahl der thailändischen Klientinnen um mehr als die Hälfte (von 67 im Jahr 2015 auf 26 im Jahr 2018) gesunken ist, seit die Thailändisch sprechende Mitarbeiterin 2015 in den Ruhestand ging (Mailaustausch mit Chantal Riedo, Bereichsleiterin Beratung für Migrantinnen; 28. März 2019). Dabei handelt es sich um einen Umstand, der letztlich für die Schaffung niederschwelliger Beratungsangebote in der Muttersprache von Migrant:innen spricht – gerade da es in schwierigen Lebenssituationen ohnehin genügend Überwindung kosten kann, Hilfe von aussen in Anspruch zu nehmen.

2.1.2 Kommunikation innerhalb der Ehe

Die aufgrund fehlender Sprachkenntnisse eingeschränkten Möglichkeiten des gegenseitigen Austauschs erwiesen sich im Umgang mit einigen Paaren als auffällig. Während es mir als Aussenstehende oftmals schwerfiel, dem aus Deutsch, Dialekt, Englisch und Thai Gesprochenen zu folgen, schien es so, dass sich die Paare mit dieser Situation weitgehend arrangiert und trotz sprachlichen Hindernissen einen gemeinsamen Weg der Verständigung gefunden haben. Dennoch ist ein Beziehungsalltag, in welchem eine Kommunikation jenseits einfacher Sätze oft nicht möglich ist, auch mit Schwierigkeiten behaftet. Dass diese die Beziehungsqualität negativ beeinflussen, wurde jedoch lediglich von Paaren erwähnt, die ihre Sprach- und Verständigungsprobleme mittlerweile als überwunden betrachten. Paare mit derzeit offensichtlichen kommunikativen Schwierigkeiten neigten hingegen dazu, die sich daraus ergebenden Probleme wie auch die Bedeutung der Sprache für ihren gemeinsamen Alltag herunterzuspielen.

Das Beispiel von Pui und ihrem Ehemann Walter zeigt zudem, dass Sprach- und Verständigungsprobleme auch in etwas Positives umgedeutet werden können. Die beiden sind seit vier Jahren ein Paar und bewerten ihre begrenzten Kommunikationsmöglichkeiten nicht als Defizit, sondern als Chance für ein glückliches Zusammenleben. »Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn man in einer Beziehung viel reden muss, dann lässt man es besser bleiben. Weil, dann kommt es eh nicht gut« (9A/1018-1019), meint Walter auf die Frage, ob es im fehle, sich mit seiner Partnerin manchmal ungezwungen über alltägliche Gelegenheiten auszutauschen. »Vielleicht ist das auch ein Problem hier in der Schweiz, dass man alles immer zu Tode diskutieren möchte. Auch dort, wo es gar nicht nötig ist« (9A/950-951). Seine Schilderungen legen nahe, dass Kommunikation für ihn eher ein Mittel zur

Entstehung als zur Lösung von Beziehungsproblemen darstellt und er es insofern als Entlastung empfindet, mit seiner jetzigen Partnerin keine derartigen Diskussionen führen zu können. Anstatt aus alltäglichen Reibereien Probleme zu machen, bevorzugt er es, kulturell bedingte Unterschiede wie auch die daraus entstehenden Missverständnisse anzunehmen und als solche stehen zu lassen: »Die Mentalität ist natürlich schon anders und das muss man einfach akzeptieren. Und halt sagen, es ist jetzt halt einfach so. Die Thai-Mentalität ist anders« (9A/959-960). Dass Männer von Thai-Frauen kulturelle Differenzen als unveränderliche Tatsachen betrachten, um sie leichter zu akzeptieren und den Frieden in der Beziehung zu wahren, konnte im Rahmen der Untersuchung öfters festgestellt werden. Wie das Beispiel von Pui zeigt, wird dies von manchen Frauen genauso gehandhabt. Auch sie erachte als kontraproduktiv, alltägliche Kleinigkeiten mit ihrem Mann ausdiskutieren, solange sie sich in wesentlichen Fragen einig seien:

Wir sagen, viele Dinge, die nicht wichtig sind, lassen wir einfach weg. Auf diese Thema gehen wir nicht ein. Wir schauen nur nach vorne und was nicht wichtig ist, lassen wir sein. Man muss aus einer Mücke nicht ein Elefantenkopf machen, dass noch Problem, keine Elefant aus Mücke. Einfach wegstreichen, wegstreichen, wegstreichen. Wo es wirklich nichts zu diskutieren gibt, da braucht man es auch nicht. (9A/953-957)

Mit ihrer Einstellung, dass man sich nur in wichtigen Situationen verstehen muss, haben Pui und Walter einen anscheinend für beide stimmigen Weg gefunden, mit ihren kommunikativen Schwierigkeiten umzugehen. Gleichzeitig weist die Umdeutung von Defiziten in für die Beziehung förderliche Vorteile auch darauf hin, dass hier allenfalls Sprach- und Verständigungsprobleme schöngeredet werden, die auch negative Einflüsse auf das Eheleben und die Beziehungsqualität ausüben können (siehe dazu Kapitel 2.3.2).

Wie bereits erwähnt, zeigte sich im Rahmen der Untersuchung auch, dass viele Männer sehr bemüht darum sind, Thailändisch zu lernen. Ihre Motivation beruht sowohl auf dem Bedürfnis, am Leben ihrer Frauen teilzuhaben, sie zu verstehen und eine tiefere Verbindung zu ihnen aufzubauen, als auch auf dem Wunsch, sich auf Ferien oder eine Auswanderung nach Thailand vorzubereiten. So meint etwa Beat:

Und für mich ist ganz klar, wenn ich eine Thailänderin dann als Frau habe, ich möchte nicht nach Thailand gehen und bei jedem zweiten Satz wie der kleine Junge am Rockzipfel fragen, was haben sie jetzt gesagt, ich will hin-

setzen und zuhören und auch meinen Senf auf Thailändisch [dazu]geben.
(1A/740-743)

Auch Walter, der bereits in wenigen Jahren auswandern möchte, meint: »Für mich ist klar, wenn ich in ein fremdes Land gehe, dann muss ich die Sprache können, sonst werde ich an jeder Ecke über den Tisch gezogen« (9A/1124-1125). Dabei können die teilweise sehr ehrgeizigen Bemühungen einiger Ehemänner, Thai zu lernen, auch einen Einfluss auf die Deutschkenntnisse ihrer Frauen ausüben. So hat etwa Markus bemerkt, dass seine Ehefrau nur geringe Fortschritte beim Spracherwerb machen kann, solange er im Alltag versucht, Thai oder Englisch mit ihr zu sprechen. Um seiner Frau Gelegenheit zu geben, ihr Deutsch zu verbessern, begann er damit, sich zurückzuhalten. Er erinnert sich:

Und deshalb ist mein Thai dann immer mehr, hatte ich immer mehr Rückschritte. Aber dafür wurde das Deutsch halt besser. Ich finde, wir leben auch hier in der Schweiz und wenn ich mit dir [meint seine Frau] gebrochen Englisch spreche, was viele Paare machen oder fast nicht sprechen miteinander... dann ist das für beide keine Situation, weil wir sind zwei Menschen und wir gehören zusammen und wir müssen ja auch wissen, was bedrückt einen und müssen einander verstehen. Sonst muss ich nicht heiraten. Sonst müssten wir nicht zusammenleben. Was wir ja bei vielen Paaren sehen, wie das funktioniert. (4A/621-626).

Wie Markus damit ausdrückt, stellt Kommunikation für ihn eine wichtige Grundlage für eine Beziehung dar. Diese Basis kann jedoch, wie sich im Umgang mit thailändisch-schweizerischen Paaren zeigte, in den meisten Fällen erst im Laufe der Zeit erarbeitet werden.

2.1.3 Chancen auf dem Arbeitsmarkt

Eingeschränkte Sprachkompetenzen tragen zusammen mit dem oft niedrigen Bildungsstand dazu bei, dass viele Thailänderinnen nur geringe Chancen auf dem hiesigen Arbeitsmarkt haben. Sofern sie nicht in ethnischen Nischenbetrieben wie etwa einem Thai-Restaurant oder einem Thai-Massagesalon tätig sind oder stundenweise Arbeitseinsätze leisten können, beschränkt sich ihr Bewegungshorizont meist auf das häusliche Umfeld und die *ethnische Kolonie*.¹

1 Ein Überblick über die *ethnische Kolonie* findet sich in Teil IV, Kapitel 2, S. 177. Dabei wird auch näher auf die Tätigkeiten der Frauen in der ethnischen Ökonomie eingegangen.

Die meisten der befragten Frauen äusserten in diesem Zusammenhang, dass sie gerne mehr arbeiten würden, zumal sie auch aus Thailand gewohnt seien, selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen zu müssen. In den Interviews zeigte sich, dass es den Frauen dabei nicht zuletzt auch darum geht, mehr Unabhängigkeit von ihren Ehepartnern zu gewinnen. Die Bemühungen um ein eigenes Einkommen scheitern jedoch oft, wofür neben unzureichenden Qualifikationen insbesondere Sprachprobleme massgebend sind. Nicht ohne Frust erzählt Yings Ehemann hierzu im Interview:

Ja, und jetzt haben wir auch schon wieder viele Bewerbungen abgeschickt. Schlimm ist einfach, sie kann jetzt Deutsch und dann heisst es einfach, ja, aber sie muss Schweizerdeutsch sprechen. [...] Wenn man jemanden nicht einstellen will, man findet immer einen Grund. (1A/968-975)

Darin zeigt sich auch, dass es für Migrant:innen in der Deutschschweiz besonders schwierig ist, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Wer kein Schweizerdeutsch spricht oder versteht, kann sowohl im Beruf als auch in der Alltagskommunikation ausgegrenzt werden. Insofern stellen nicht zuletzt auch fehlende Schweizerdeutschkenntnisse ein Hindernis für direkte Begegnungen dar (Buri et al. 2008; Bartels et al. 2014).

2.2 Sozialleben

Die von vielen Thailänderinnen immer wieder geäusserten Einsamkeitsgefühle lassen sich jedoch nicht ausschliesslich auf sprachliche Probleme zurückführen. Vielmehr empfinden sie ihr soziales Leben oft im Allgemeinen als nicht zufriedenstellend. Wie sich im Folgenden zeigt, lassen sich im Rahmen der Analyse mehrere Faktoren eruieren, die den Aufbau und die Pflege von Freundschaften und vertrauensvollen Beziehungen ausserhalb des Familienkontextes erschweren.

2.2.1 Freundeskreis

Obwohl in einzelnen Fällen freundschaftliche Beziehungen zu Schweizer:innen ausserhalb des Familienkontextes bestehen, spielen diese für die Mehrheit

Die Tabelle in Anhang (S. 334) bietet zudem einen Überblick über die Thailänderinnen, die in ethnischen Nischenbetrieben tätig sind.

der befragten Thailänderinnen nur eine untergeordnete Rolle. Vielfach handelt es sich dabei auch eher um lose Bekanntschaften als um vertrauensvolle Freundschaften, die im Alltag auch emotionale Unterstützung bieten könnten.

Wie bereits erwähnt, ist es vielen Ehemännern von Thai-Frauen ein Anliegen, sich mit anderen Männern in Beziehungen zu Thailänderinnen auszutauschen und Freizeitaktivitäten zu pflegen, die in Verbindung zur Thai-Kultur stehen. Insofern verbringen viele thailändisch-schweizerische Paare einen Grossteil ihrer Freizeit in einem transnationalen Umfeld, das den Männern diesen Informationsaustausch ermöglicht – und ihren Frauen zugleich die Gelegenheit bieten soll, sich untereinander kennenzulernen und Freundschaften zu schliessen. In den Interviews erwähnten die Frauen sodann auch oft, dass der erste Besuch eines *Wat*, eines thailändischen Tempels, nach ihrer Ankunft in der Schweiz von ihren Ehemännern initiiert wurde. Pui erinnert sich etwa: »Er bringt mich zum Thai-Tempel sofort, kennenlernen mit Thai-Gesellschaft mit 20 Person, also 20 Paare in *Thai Wat*, wo wir waren in Gretzenbach« (9A/543-544). Insbesondere im *Wat* in Gretzenbach liessen sich an grösseren Veranstaltungen oft geschlechtergetrennte Gruppen beobachten, die es den Männern und Frauen erlaubten, sich ungehindert in ihrer Muttersprache zu unterhalten. Wie bei den Umständen der Datensammlung in Teil I bereits erwähnt, gestaltete es sich für mich als Forscherin in diesen Situationen besonders schwierig, einen Zugang zum Geschehen zu finden. Als Frau und Schweizerin konnte ich mich weder der einen noch der anderen Gruppe anschliessen, ohne dabei eine Aussenseiterin zu sein, die einen möglichen Störfaktor für die stattfindenden Unterhaltungen darstellt. Als Beobachterin gehe ich davon aus, dass sich in dieser teilweise doch sehr auffälligen Trennung zwischen den Geschlechtern nicht nur das Bedürfnis der Beteiligten widerspiegelt, sich ungezwungen zu unterhalten, sondern auch einen Ausdruck ihrer Bemühungen darstellt, sich auch unabhängig vom Partner orientieren zu können. Insofern können diese Situationen auch in einem Kontrast zum Alltag der Paare gedeutet werden, in welchem eine Kommunikation jenseits einfacher Sätze oft nicht möglich ist und die Frauen nicht selten auf die Unterstützung ihrer Ehemänner angewiesen sind, um sich zurechtzufinden.

Die Frauen erwähnten in Gesprächen oft, dass sie sich nicht nur Thailänderinnen, sondern auch Schweizerinnen als Freundinnen wünschten, es ihnen jedoch schwerfalle, Kontakte zu ihnen aufzubauen und zu pflegen. Dass die Freundschaften zwischen Thai-Frauen und Schweizerinnen oft oberflächlich bleiben, kann jedoch nicht nur auf die Thailänderinnen zurückgeführt werden. So tragen gesellschaftliche Vorurteile teilweise sogar innerhalb der Fami-

lie oder des Bekanntenkreises der Ehemänner dazu bei, dass die Beziehungen zu den Frauen distanziert bleiben oder es gar zu Konflikten kommt. Von den Frauen explizit als Hindernis beim Aufbau und bei der Pflege von Freundschaften erwähnt wurde neben der Sprache insbesondere die unterschiedliche Lebensweise von Thais und Schweizer:innen: »Ich habe schnell gemerkt, dass das Leben der Thai-Leute völlig anders ist als das der Schweizer. Es ist ein grosser Unterschied wie zwischen zwei Welten« (3A/98-100), meint Noi dazu. Im Allgemeinen, so waren sich die Frauen einig, seien Schweizer:innen viel gestresster als die Menschen in ihren Herkunftsdörfern, weshalb die auch weniger Zeit hätten, um freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. Lek vergleicht ihr Leben in der Schweiz in diesem Kontext mit Bangkok, wo die Leute im Gegensatz zum *Isaan* ebenfalls kaum Zeit füreinander hätten:

In Bangkok leben ich nicht so gerne wie im Land. Weil im Land, die Leute ist nett. In Bangkok die Leute sprechen nicht so viel miteinander. Am meisten die Leute denken und Stress wie in [Stadt in der Schweiz], wie im Moment Stress. Morgen arbeiten, Abend zurück. Und keine Zeit. Im Land wir sind ganze Zeit miteinander, sprechen. (4A/35-39)

Leks Vergleich lässt darauf schliessen, dass es ihr in Bangkok ebenso an sozialer Nähe fehlte wie heute an ihrem Wohnort in der Schweiz. Wie sich im weiteren Verlauf der Studie noch öfters zeigen wird, dient das frühere Leben im *Isaan* immer wieder als romantisierte Kontrastfläche, angesichts deren die Vereinsamung wie auch weitere Probleme in der Schweiz umso stärker erscheinen. Dass der Alltagsstress kaum Raum für Spontaneität lässt, wurde auch von anderen Frauen erwähnt. Im Gegensatz zu früher müsse in der Schweiz alles im Voraus geplant werden: »Für mich, ich muss auch neu lernen. In Thailand ich brauche keine Agenda, hier ich brauche Agenda« (5A/695-696), sagt Nüng dazu. Ying hat hingegen Mühe damit, dass sich das Leben in der Schweiz im Allgemeinen mehr zu Hause als draussen abspielt und somit auch weniger Gelegenheiten für spontane Begegnungen im Alltag bietet. Insbesondere die Winterzeit, in der das Leben bereits aufgrund der klimatischen Bedingungen zu einem Grossteil innerhalb der Wohnung stattfindet, empfindet sie als schwierig. »In Winter ist für mich wirklich schlimm. Immer dunkel« (1A/485), sagt sie. »Bei uns [in Thailand] ich sehe überall Leute. Hier ist es so ruhig, ich sehe keine Leute, besonders im Winter ist grosses Problem. [...] Dann sofort einsam. Sehr, sehr« (1A/475-485).

2.2.2 Distanz zur Herkunftsfamilie und zu Schweizer Verwandten

Angesichts der Einsamkeitsgefühle vieler Frauen erstaunt es kaum, dass sie ihre in Thailand zurückgelassenen Familien besonders vermissen. Im *Isaan*, der Herkunftsregion der Mehrheit der Migrantinnen, ist es üblich, dass Familienangehörige in grösseren Verbänden oder zumindest in unmittelbarer Nähe zueinander wohnen, da sie im Alltag wirtschaftlich wie auch sozial auf gegenseitige Unterstützungsleistungen angewiesen sind. Wie sich in Teil II der Studie bereits zeigte, war das Wohl der Familie in der Regel einer der massgebenden Faktoren bei den Abwägungen für oder gegen eine Heiratsmigration. Die meisten der befragten Thai-Frauen sehen es als Pflicht, ihre Familien zu unterstützen, wobei ihnen ihre Mütter diese Verantwortung in vielen der untersuchten Fälle bereits vorgelebt hatten. Um weiterhin ihren Erwerbstätigkeiten im fernerer In- oder Ausland nachzugehen, gaben sie ihre Kinder nach der Geburt in die Obhut von Familienangehörigen. Insofern wuchs die Mehrheit der im Rahmen der Studie befragten Thailänderinnen getrennt von ihren Müttern bei Verwandten im *Isaan* auf. So erinnert sich auch Pui an ihre Kindheit:

Und seit [ich] zwei Jahre [alt] war, bin ich bei meine Grossmutter und meine Mutter ist, geht sie arbeiten in anderen Land oder anderen Ort, weiss es nicht, was sie alles gemacht hat. Aber jedes Jahr kommt sie besuchen. Aber dann schicken sie das Geld jeden Monat [...] und dafür die Grossmutter betreute mich schon ab dem ersten Tag als ich geboren bin. (9A/74-78)

Ebenfalls keine Seltenheit ist, dass die befragten Thailänderinnen im Zuge ihrer Migration Kinder aus früheren Beziehungen bei ihren Familienangehörigen in Thailand zurückgelassen haben; entweder vorübergehend, bis eine Adoption geregelt werden kann, oder auch dauerhaft, wenn eine solche nicht infrage kommt. Damit sind auch sie auf die Unterstützung ihrer Familien angewiesen, um im Ausland leben zu können.

Wie wichtig den Frauen die Unterstützung der Familie ist, zeigte sich in den Interviews insbesondere in Zusammenhang mit der Geburt von Kindern. »Nach der Geburt, [ist es üblich], dass die Frau ein paar Wochen, weiss ich nicht wie lange, sie muss [...] liegen. Und [...] wird sie betreut von alle Verwandte, Grossmutter und so weiter. Sie kann nur stillen« (9A/90-92), erzählt Pui. Umso schlimmer war es für sie, nach der Geburt ihrer Kinder in der Schweiz auf diese Fürsorge verzichten zu müssen:

Ich habe gedacht, ich bin so arm. Ich muss alleine sein. Ich müsste ja nicht kochen, aber ich muss selber kochen. Im Spital wird ja viel gemacht, aber zu Hause... oh mein Gott, Mama! Ich rufe meine Mutter an, oh, ich muss alles machen, schaut niemand für mich, ich bin ganz alleine! (9A/868-870).

Die in dieser Lebenssituation übliche Unterstützung durch Familienangehörige konnte sie durch ihre Schweizer Verwandten nicht erfahren: »Das ist schon viel Unterschied. Aber ich weiss ja auch nicht, diese Wert ist hier verloren gegangen« (9A/871-872). Ähnlich enttäuscht über die fehlende Fürsorge der Familie ihres Ehemannes zeigt sich auch Ying. Im Paarinterview erzählt sie über ihre anfängliche Überforderung bei der eigenständigen Bewältigung ihrer Aufgaben als junge Mutter:

Ying: Ja, schwierig, wirklich sehr schwierige Zeit. Viel, viel Problem. Ich musste kochen, obwohl ich Kaiserschnitt habe. Kochen, waschen, bügeln... Um [den Sohn] kümmern, schauen... Das Essen, nicht essen, stillen... Einfach in Thailand wäre jemand immer neben mir. Viele immer helfen mir, aber in der Schweiz ist...

Beat: Ja, in Thailand würden alle Tanten, Cousinen kommen und helfen.

Ying: Wirklich, diese Zeit... [...] Traurig. Und ich dachte, warum kann Mutter von Beat mir nicht helfen? Weisst, bei uns... Ich denke, Entschuldigung, sie ist Egoist. Oder warum niemand mir helfen? (1A/328-341)

Das fehlende familiäre Unterstützungssystem stellt die Frauen nach der Geburt von Kindern vor besondere Herausforderungen, weshalb zu diesem Zeitpunkt oft auch Familienangehörige aus Thailand als Haushaltshilfen in die Schweiz eingeladen werden. Auf diese Weise kam auch Nüng zum ersten Mal in die Schweiz:

Meine Schwester, ihr Mann auch weg ständig, weil er ist auch Chef, er nicht so viel Zeit für Frauen. Und dann sie... weil in Thailand, wenn Kind bekommst, meiste Familien helfen, Unterstützung, alles. Nicht wie Schweiz. [...] Und nachher ich komme, [um zu helfen] (5A/255-260).

Die von den Frauen gleichsam angesprochenen Unterschiede in Bezug auf familiäre Unterstützungsleistungen sind nicht zuletzt im Kontext ihres traditionellen Verständnisses von Familie zu verstehen. Wie bereits erwähnt, bilden Familien im *Isaan* eine soziale und wirtschaftliche Einheit, in welcher kollektive Interessen höher gewichtet werden als die individuelle Freiheit einzelner Mitglieder. Dieses Familienmodell unterscheidet sich somit von jenem, das die

Frauen in der Schweiz vorfinden. Der hohe Stellenwert individueller Autonomie hat hier zu einer Reihe von Entwicklungen geführt, die zu einer Loslösung von traditionellen Werten und Normen – und somit auch zu einem Bedeutungsverlust von familiären Bindungen – beigetragen haben.

Neben der fehlenden familiären Fürsorge wurde von einigen Frauen darüber hinaus auch bemängelt, dass sie sich in den Familien ihrer Ehemänner nicht willkommen fühlen. »Wegen einfach ich bin Ausländerin« (1A/1321), erklärt sich etwa Ying den Umstand, dass sich insbesondere die Beziehung zu ihrer Schwiegermutter sehr schwierig gestaltet. Im Alltag würde sie ihr immer wieder mit Sticheleien begegnen: »Zum Beispiel ich gehe zu ihr, wenn ich ein bisschen Kleider schön, sie sagen, sie oh, du hast schönes Leben« (1A/1374-1375). Daraus lässt sich schliessen, dass sich die ablehnende Haltung der Schwiegermutter nicht zuletzt durch allgemeine Vorurteile gegenüber Heiratsmigrantinnen begründen lässt. Dass Zweifel an der Aufrichtigkeit von Heiratsmotiven bzw. der Verdacht, dass sich die Frauen lediglich aufgrund materieller Vorteile auf die Ehe eingelassen haben, den Aufbau von vertrauensvollen Beziehungen zu Schweizer Verwandten erschweren können, zeigte sich auch im Fall von Nüng. Im Interview erzählt sie, dass die Familie ihres Ehemannes nicht sonderlich positiv auf die Eheschliessung reagiert habe:

Familie von ihm hat ein Schock gehabt. Ich kenne kein Wort Deutsch, ich keine Wort, ich verstehe kein Wort. Ich keine Ahnung was Kultur. Ich hätte gerne sagen, was ich denke, aber ich kann das nicht. Ich kann nicht Englisch, ich kann nicht Deutsch. Kannst du vorstellen? (5A/492-494).

Ihr Ehemann Heinrich ergänzt dazu:

Sie [die Angehörigen] waren sehr skeptisch, als wir geheiratet haben. [...] Und ich hätte wahrscheinlich genau gleich reagiert als Aussenstehender. Ich bin da niemandem böse, ich hatte auch immer so gedacht, wie soll das gehen, die Kultur und alles und ich verstehe jeden, der skeptisch war. Das nehme ich niemandem übel. Das ist einfach etwas, das man selber entscheiden muss (5A/542-548).

Wie Heinrich weitererzählt, konnte er die Bedenken seiner Familie nachvollziehen: »Man hört ja immer viel, dass es nicht klappt« (5A/516-517). Im Allgemeinen sei seine Familie jedoch zurückhaltend dabei gewesen, Zweifel offen zu artikulieren: »Es ist mehr hinten durch geredet worden. Denke ich. Ja, mir gegenüber ist nicht gross etwas gesagt worden« (5A/514-515). Obwohl es damit nicht zu einem direkten Konflikt mit den Angehörigen kam, belastete de-

ren Skepsis die familiäre Beziehung. Erst Jahre nach der Eheschliessung sei es zu einer gemeinsamen Aussprache gekommen, wobei ihm seine Schwester vor der versammelten Familie gestanden habe, dass sie sich in Nüng getäuscht hätten. Nichtsdestotrotz würden gewisse Zweifel wohl niemals gänzlich beseitigt werden können: »Wenn wir auseinandergehen würden, würde es heissen, das war von Anfang an klar, dass es nicht funktioniert« (5B/298-299), meint er.

2.2.3 Ambivalenz innerethnischer Kontakte: Zwischen Freundschaft und Rivalität

Angesichts ihres eingeschränkten Bewegungshorizonts innerhalb der Mehrheitsgesellschaft spielen innerethnische Kontakte im Alltag der Mehrheit der befragten Thailänderinnen eine tragende Rolle. Obwohl andere Thai-Frauen für ihr Sozialleben von besonderer Bedeutung sind, zeigten sie in den Interviews oft viel Ambivalenz in Bezug auf dieses Thema. Wie sich feststellen lässt, verbringen viele der befragten Frauen einen Grossteil ihrer Freizeit mit thailändischen Freundinnen, wobei es ihnen dennoch schwerzufallen scheint, vertrauensvolle Beziehungen zu diesen aufzubauen. Ying, die gemäss ihrem Ehepartner ausschliesslich Kontakte zu Thailänderinnen pflegt, erzählt:

Mit Thai-Frauen und Thai-Leute Kontakt ich nicht gerne. Am Anfang, wenn ich sehe Thailänderin, ich oh, alle sind in mein Herz, aber nachher wirklich nur schlimm, nur schlecht. Viele Thai-Frauen alle kommen in die Schweiz nur wegen Geld. [...] Das ist für mich grosse Problem. Ich komme hier nicht wegen Geld, nur wegen Beat. Neben meine Cousine. Ich bin zuverlässig, ehrlich. (1A/490-498)

Aufgrund negativer Erfahrungen mit innerethnischen Freundschaften hatte Ying im Laufe der Zeit erkannt, dass es unter Thai-Frauen in der Schweiz grosse Unterschiede gibt: »Weil, sie sind nicht gleich wie Kolleginnen in Thailand. Thai-Frauen in der Schweiz [...] alle sind speziell« (1A/539-540). Thailänderinnen in der Schweiz seien »nicht so ehrlich, nicht zuverlässig, nichts. Einfach von andere Familie, von sehr grosse, grosse Unterschiedlichkeit. Familie oder Ausbildung oder sozial. Viele [...] haben im Puff gearbeitet oder als Go-go-Girls« (1A/510-512). Angesichts dieser Unterschiede habe sie gelernt, anderen Thai-Frauen gegenüber vorsichtig zu sein: »Man muss aufpassen, aber ich nicht aufpassen, ich denke nur, oh, sie ist Thai-Frau gleich wie ich, dann ich gebe Liebe diese Leute. Und dann ich bin fast nur verrückt« (1A/552-554). Yings Aussagen zeigen einerseits, dass das Knüpfen von Freundschaften trotz der

vermeintlich ähnlichen Lebenssituation der Heiratsmigrantinnen nicht unbedingt einfach sein muss. Andererseits sind solche Negativdarstellungen der eigenen Minderheit auch als Teil eines grösseren Phänomens zu betrachten, das sich auch in anderen Untersuchungen zu Thailänderinnen als auffällig erwies und von Suppatkul (2018) im Kontext von *Intraethnic Othering* beschrieben wird.

2.2.3.1 Intraethnic Othering

Dass sich Vertreter:innen einer ethnischen Minderheit, die sich der Vorurteile bewusst sind, die ihnen seitens der Mehrheitsgesellschaft entgegengebracht werden, gezielt stereotyper Darstellungen über Angehörige ihrer eigenen Gruppe bedienen, ist kennzeichnend für das Phänomen des *Intraethnic Othering*. Zu bestätigen, dass diese Vorurteile auf die Mehrheit der Mitglieder zutreffen, kann in diesem Kontext als narrative Strategie betrachtet werden, die Glaubwürdigkeit erzeugen soll und letztlich dazu dient, sich selbst von den anderen zu distanzieren (Suppatkul 2018: 131–132). Um sich, wie zuvor etwa Ying, von der eigenen Minderheitengruppe abzugrenzen, greifen meine Interviewpartnerinnen insbesondere auf zwei solcher Strategien zurück. Einerseits unterstreichen sie, dass sich die meisten Thai-Frauen aufgrund von finanziellen Vorteilen auf einen Schweizer einlassen, und betonen dabei gleichzeitig, selbst aus Liebe geheiratet zu haben. Andererseits versuchen sie den Verdacht auf ein moralisches Fehlverhalten von sich abzuwenden, indem sie hervorheben, dass sie über ein wohlhabendes Elternhaus und eine gute Ausbildung verfügen, womit sie – im Gegensatz zu anderen Thai-Frauen – nicht auf die Unterstützung eines Mannes angewiesen sind. Dass solche Unterschiede eine grosse Rolle beim Aufbau von inner-ethnischen Netzwerken und bei der Wahl von Freundinnen spielen können, zeigt auch das Beispiel von Yai. Im Interview meint sie: »Tschuldigung, klingt blöd. Ich schaue immer, wo sie wohnt, wie Ausbildung hat sie. [...] Sie muss gut Ausbildung haben. Und [...] Niveau leben, gut leben. Ich suche zuerst die Thai-Leute. Und habe ungefähr fünf Leute so gefunden« (8A/171–175).

In Gesprächen mit Thai-Frauen und deren Partnern zeigte sich stets, dass sehr freizügig über die Lebensverhältnisse anderer gesprochen und geurteilt wurde. Dabei ist es wichtig festzuhalten, dass solche Klatschgespräche mehr als ein Ausdruck des Bedürfnisses dieser Paare darstellen, sich über Informationen aus ihrer sozialen Umgebung auszutauschen. Klatschakteure verfolgen »immer auch das Ziel, die Wert- und Moralvorstellungen, auf die sie sich implizit oder explizit mit ihren Klatschinformationen beziehen, zur Durchset-

zung ihrer eigenen Interessen auszunutzen und durch entsprechende Interpretationen ihren Interessen anzupassen« (Bergmann 1987: 203). Es ist daher davon auszugehen, dass den Interviewten das Reden über andere nicht zuletzt dazu dient, ihren eigenen Status innerhalb der Gruppe zu erhöhen. Insbesondere auffällig ist das im Diskurs über »schlechte« Frauen, von denen sich sowohl die interviewten Thailänderinnen als auch deren Ehemänner stets abgrenzen wollen. Um was für Frauen es sich dabei handelt, umschreibt Walter folgendermassen:

Was für Thais landen in der Schweiz? Wo lernt ein Schweizer eine Thai kennen? Er lernt die ja nicht irgendwie bei einem 7/11-Job kennen und... sondern die lernen sie im Ausgang kennen, irgend in einer Bar. Und die Frauen, die dort sind, die Bargirls, die sind nur darauf aus, sich irgendeinen Mann zu angeln, um ihrem Leben zu entfliehen. Die wollen irgendwo hin, wo es besser ist. Wo jemand für sie zahlt, wo jemand für sie schaut. Und das ist eigentlich das Hauptproblem. Dass eigentlich viele Thais, die hier [in der Schweiz] sind, nicht die guten Thais sind, sondern einfach Bargirls sind. (9A/1246-1252)

Dass ihre Ehefrauen anders sind als diese Mehrheit der Thailänderinnen, ist vielen Männern wichtig. So meint auch Beat: »Und da muss ich sagen, Ying, sie ist nicht spielsüchtig, sie braucht nicht Geld ohne Ende, die trinkt keinen Alkohol, sie raucht nicht, was will man mehr« (1A/1158-1159). Dass er damit nicht zu den Männern gehört, die von ihren Frauen ausgenutzt werden, unterstreicht er insbesondere im Vergleich zu anderen Paaren aus seinem Umfeld:

Wir [haben] auch verschiedene Kollegen gehabt, also wir haben dann nicht so viel Kontakt, weil wir einfach gemerkt haben, die Thai-Frauen sind dann wirklich aus einem anderen Stück Holz geschnitzt. Man merkt das schnell, sie sprechen auch nicht klares Thailändisch, eben sie haben nur sehr wenig Schulbildung und das merkt man überall, die sind dann wirklich nur auf das Geld aus, die nützen einen aus, sie kommen nur, wenn sie etwas brauchen. (1A/529-533)

In diesem Kontext wurde hin und wieder auch deutlich, dass Männer gewisse Kontakte ihrer Frauen als schlechten Umgang betrachten. In einem Fall wurde erwähnt, dass es deshalb zu Konflikten innerhalb der Ehe kam und der Ehemann insofern auch Einfluss auf die Freundschaften seiner Frau nahm. So sah sich Noi gezwungen, sich zwischen ihrer Freundin und ihrem Ehemann zu entscheiden, wobei für sie klar gewesen sei, dass sie an der Seite ihres Ehemannes stehen wolle: »Es gab einfach Probleme. Zum Beispiel, wenn wir abge-

macht haben und sie nicht gekommen ist wie abgemacht. Da hatte sich mein Mann immer fürchterlich aufgeregt. Ich musste mich entscheiden, auf welcher Seite ich stehe« (3A/107-111).

2.2.3.2 Rivalität aufgrund von Erfolgsdruck

Während sich die Männer zur Bewertung der Frauen eher auf deren Charaktereigenschaften und Verhalten stützen, sind für die Frauen untereinander insbesondere auch materielle Kriterien zentral, um sich mit anderen zu vergleichen. Dieser Umstand dürfte nicht unwesentlich damit verbunden sein, dass die Migration für viele Frauen mit einem finanziellen Erfolgsdruck einhergeht. Da es als Schande gilt, es trotz Heirat und Migration nicht zu Wohlstand gebracht zu haben, befinden sich die Frauen in einem ständigen Wettbewerb untereinander. So erzählt Ying etwa: »[Thai-Frauen] möchten zeigen, mein Mann auch Schweizer, gleich wie du. Du fährst mit dem Skoda, ich fahre mit dem BMW« (1B/1860-1861). Auch einigen der befragten Ehemänner ist aufgefallen, dass unter Thailänderinnen oft viel Wert auf Äusserlichkeiten gelegt wird. So meint etwa Beat: »Viele wollen auch zeigen, was sie alles haben. [...] Sie prahlen dann mit etwas, manchmal auch Sachen auf Pump gekauft, sie haben gar nicht das Geld, aber haben es schon bekommen und müssen dann zeigen, ich habe das« (1A/546-549). Und Heinrich meint: »Sie lügen auch total viel untereinander. Mein Mann macht das... mein Mann... jede will den besseren Schweizer Mann geangelt haben« (5A/1178-1179). Diese Eindrücke lassen sich auch durch Feldbesuche bestätigen. Gerade Kulturfeste und Tempelbesuche scheinen für viele Frauen Gelegenheiten darzustellen, Wohlstand und Erfolg sichtbar nach aussen zu tragen. Als mir Nüng zu Hause ihren Kleiderschrank und Accessoires wie Taschen und Schmuck zeigte, bemerkte sie, dass sie sich damit kaum unter Thais blicken lassen könne, ohne dass die anderen Frauen hinter ihrem Rücken Gerüchte verbreiteten, dass ihr Mann nicht genügend verdiene, um sie anständig einkleiden zu können. Auch Ying betont, dass man vor dem bösen Blick anderer Frauen niemals sicher sei: »[Thai-Frauen] schauen, wie schöne Kleider, wie teuer die Handtasche oder Handy. [...] Ja, und sie machen, viele machen alles, damit sie diese Sachen bekommen« (1B/147-152). Dieser Wettbewerb macht die Frauen nicht nur zu Rivalinnen, sondern führt auch zu Neid und Missgunst. Dass dies freundschaftliche Beziehungen zerstören kann, musste auch Noi erfahren:

Ich habe andere Thai-Freunde kennengelernt in der [Sprachschule]. Sie waren alle mit einem Schweizer oder Deutschen verheiratet. Da gibt es viele

Gemeinsamkeiten. Wir waren eine gute Gruppe für fast drei Jahre. Dann hat es einfach nicht mehr gepasst zusammen. Es gab einfach zu viel Neid. Viele Thai-Frauen in der Schweiz sind sehr neidisch, wenn es anderen gut geht. Dann beginnt das Gerede. Solche Freunde brauche ich nicht. (3A/117-121)

2.2.3.3 Klatsch und Tratsch

Das von Noi genannte *Gerede* wurde von vielen Frauen als grosses Problem im Umgang mit anderen Thailänderinnen genannt. Obwohl sie Klatsch und Tratsch als Verstoß gegen soziale Normen wahrnehmen, fiel im Rahmen der Feldforschung auf, dass grundsätzlich sehr offenherzig über das Verhalten anderer gesprochen und geurteilt wird.² Dass Klatsch öffentlich verurteilt, aber im Privaten dennoch sehr eifrig betrieben wird, ist ein Phänomen, welchem in zahlreichen ethnografischen Studien nachgegangen wird (Bergmann 1987: 27–35). Für das Verständnis der Ambivalenz gegenüber innerethnischen Kontakten ist es interessant, Klatsch in einem theoretischen Erklärungszusammenhang zu betrachten. Dabei zeigt sich, dass diese kommunikative Praxis keineswegs als leeres Alltagsgeschwätz zu verstehen ist, sondern verschiedene soziale Funktionen erfüllt, die sowohl für Individuen als auch für soziale Gruppen von Bedeutung sind. Gemäss Gluckman (1963: 313–314) dienen Klatschgespräche primär der Stärkung der Identität und des Zusammenhalts innerhalb einer sozialen Gruppe mit spezifischen Moral- und Wertvorstellungen. Da im Klatsch Verstöße gegen die gruppeneigenen Normen und Werte missbilligt werden, führt dies zu einer Konformität der Gruppenmitglieder, die – um nicht ausgeschlossen zu werden – dem Kodex der Gruppe und somit auch zur Teilnahme an Klatschgesprächen verpflichtet sind (Bergmann 1987: 198–199). Dieser durch Klatsch entstehende soziale Druck zeigt, dass die Kommunikationspraxis des Klatschens ein informelles Kontrollmittel darstellt, das seine verhaltensregulierende Funktion insbesondere in kleinen, moralisch homogen strukturierten Gruppen entfaltet (ebd.: 193). Während Gluckman (1963) den Konformitätsdruck für den Erhalt von sozialen Gruppen als positiv bewertet, zeigen die von den untersuchten Thailänderinnen geäußerten Erfahrungen jedoch, wie negativ sich Klatsch auf die Qualität der Beziehungen innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe auswirken kann. Die Angst davor, das Gesicht zu verlieren und in Verruf zu geraten – also selber zum Gegenstand des Klatschs anderer zu werden –, führt dazu, dass sich die Frauen

2 Klatsch und Tratsch verstossen gemäss den buddhistischen Sittlichkeitsregeln (Pāli *sīla*) auch gegen das Gebot der rechten Rede. Siehe dazu auch Teil V, Kapitel 4.1.1, S. 243.

misstrauen und sich nur mit Vorsicht und Zurückhaltung begegnen. Im Wissen darum, dass sie das Erzählen privater Informationen verletzbar macht, ist es schwierig, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen, das auch Gespräche über schwierige Lebenssituationen oder etwaige Eheprobleme zulässt. Der Umstand, dass sich viele ihrer Beziehungen daher nur oberflächlich gestalten, dürfte dabei nicht unwesentlich zur Verstärkung der von den Frauen oft geäußerten Gefühle der Einsamkeit und Isolation beitragen.

2.2.3.4 Herkunftsfamilie und Erstkontakte zu Thais in der Schweiz

Als besondere Belastung erwähnten einige Frauen Konflikte mit der Herkunftsfamilie und anderen Thai-Frauen, die ihnen im Rahmen eines Besuchervisums einst die Einreise in die Schweiz ermöglichten und somit als Erstkontakte und Türöffnerinnen fungierten. Als Ursache für die Streitigkeiten wurden jeweils übertriebene Forderungen nach Unterstützungsleistungen genannt, welche die befragten Thailänderinnen im Laufe der Zeit nicht mehr erfüllen wollten. So war dies auch bei Nüng der Fall. Immer wieder musste sie feststellen, dass das von ihr nach Thailand überwiesene Geld von ihrer Mutter nicht für die ursprünglich vorgesehenen Zwecke eingesetzt wird:

[Wenn] ich Geld ausgabe, ich will auch wissen, was macht mit dem Geld. Und nicht einfach sagen, Geld geben. Manchmal meine Mutter [sagt], ich brauche Geld, aber sie nicht selber brauchen. Aber sie gibt anderen noch. Sie gibt Bruder oder Schwester, weil sie lieb Kind ist. Aber für mich egal, ich bin immer so. Wenn ich Geld ausgabe, ich will wissen, was du mit dem Geld machen. Nicht sagen, ok Geld, ich bin nicht so. (5A/1081-1085)

Insofern entschied sich Nüng nach einigen Jahren, die finanzielle Unterstützung ihrer Mutter einzustellen, und fokussierte sich stattdessen auf einen ihrer Neffen, der ein Studium in Bangkok anstrebte. »Ich gesehen, mein Bruder arbeitet, aber nicht verdienen genug Geld [für das Studium seines Sohnes]« (5B/957-958), sagt sie über ihre Motivation, dessen Ausbildung zu finanzieren. Zudem habe ihr Bruder sie nie um Geld gebeten – ganz im Gegensatz zu ihren beiden Schwestern, die kein Verständnis dafür aufbringen konnten, dass Nüng nicht über genügend Ressourcen verfügt, um auch noch in die Zukunft ihrer Kinder investieren zu können. Die so entstandenen Spannungen hätten schliesslich zum Kontaktabbruch geführt, wie sie weiter erzählt. Dass Nüng sehr unter den Konflikten mit ihrer Familie gelitten hatte, ist auch ihrem Ehemann aufgefallen. Im Interview erzählt er aus seiner Sicht:

Heinrich: Meine Frau hatte am Anfang Riesenschwierigkeiten deswegen. Weil, am Anfang wurde sehr viel gefordert und sie hat dann irgendwann den Riegel geschoben.

Interviewerin: Also Geld?

Heinrich: Ja. Und das hat sie enorm viel Kraft gekostet, sich gegen ihre eigene Familie zu wehren. Das können nicht viele Thais. Also, sie hat auch viel geweint deswegen. Sie ging ganze acht Jahre nicht nach Thailand. Das ist für Thais lange. Sie hat weder ihre Mutter noch ihren Vater gesehen, weil sie wollte einfach Ruhe. Weil jedes Mal, wenn sie hinging, gab es nur Streit. Nur immer Streit wegen dem blöden Geld. Und sie weiss, was ich verdiene, aber das begreifen die nicht. Die denken, ihr habt ja alles, aber ja, dass ich eine Hypothek zu bezahlen habe, das schnallen die nicht. Sie ging deswegen acht Jahre nicht und hat auch gelitten darunter. Jetzt geht es ein wenig besser, weil sie mit zwei Schwestern völlig gekappt hat. Die hat keinen Kontakt mehr mit ihnen. [...] Es geht um Luxus. Sie hat ihnen das Haus renoviert und alles, aber das genügt nicht, dann muss noch ein Auto her. Es muss das und dieses her. (5C/11-25)

Nüng hatte sich jedoch nicht nur gegenüber den Forderungen von Familienangehörigen in Thailand zu emanzipieren. Auch die Beziehung zu einer ihrer Schwestern, dank der sie damals in die Schweiz einreisen konnte, begann sich im Laufe der Zeit zu verschlechtern. Lange fühlte sie sich ihr gegenüber zu Dankbarkeit verpflichtet, half ihr im Haushalt und kümmerte sich um ihre Kinder. Dabei sah sie sich angesichts der hohen Erwartungen zunehmend unter Druck gesetzt:

Ich bin für Familie immer verantwortlich hier, obwohl Kind von meine Schwester, also, einfach alles. In Thailand ich habe auch grosse Verantwortung, weil ich bin die Stammbaum, so sagen. Weil die andere kann nicht brauchen, oder einfach schon kaputt. Ich will leben, das kann man nicht wiederholen, aber ich mache, was ich kann. (5A/777-781)

Nüngs Versuche, sich von den Forderungen ihrer Schwester zu distanzieren, führten schliesslich ebenfalls zu einem Kontaktabbruch. Nichtsdestotrotz ist sie stolz darauf, dass sie für ein selbstbestimmtes Leben einstehen konnte. Im Interview bestärkt ihr Ehemann sie darin, dass es die richtige Entscheidung war, sich gegenüber ihrer Schwester durchzusetzen: »Du bist ihr gar nichts schuldig« (5A/745).

Wie Nüing haben auch andere Frauen die Erfahrung gemacht, dass sich ihre Beziehungen zu Familienangehörigen oder Bekannten veränderten, die ihnen einst als Türöffnerinnen die Einreise in die Schweiz ermöglichten. Nachdem ihr Aufenthaltsrecht durch die Eheschliessung geregelt war, fühlten sie sich von ihnen plötzlich als Schuldnerinnen behandelt und es wurden Forderungen an sie herangetragen, zu deren Erfüllung sie sich zu Beginn verpflichtet sahen. So lässt etwa auch Beats Erzählung darauf schliessen, dass sich der Kontakt zur Cousine seiner Ehefrau aufgrund finanzieller Forderungen verschlechtert hat: »Wir sind dankbar, dank deiner Cousine [richtet sich an seine Frau] bist du in die Schweiz gekommen. Aber sie ist eher eben eine schlechte Frau. Sie fragt nie nach Ying, das Einzige ist, wenn wir etwas hören, sie will Geld. Sie will immer nur Geld« (1A/307-309).

Die soeben beschriebenen Konflikte zeigen nicht nur, wie dominant familiäre Verflechtungen trotz der durch die Migration gewonnenen Distanz sein können, sondern auch, wie schwierig es für die Migrantinnen sein kann, sich gegenüber ihren Forderungen zu emanzipieren. Viele der Frauen fühlen sich aufgrund der in der thailändischen Gesellschaft verankerten Norm der Dankbarkeitsverpflichtung (Thai *bun kuhn*) zur Unterstützung von Familienangehörigen und Bekannten verpflichtet (siehe dazu Teil II, Kapitel 2.1, S. 68). Wie Nüings Beispiel zeigt, kann es dabei jedoch schwierig sein, die Balance zwischen einem selbstbestimmten Leben und den Erwartungen dieser Personengruppen zu finden.

2.3 Eheleben

Wie sich bei der Analyse der Interviews mit Thai-Frauen und deren Partnern weiter zeigt, lässt sich auch ihr Eheleben als ein Feld betrachten, das im Alltag mit verschiedenen Problemen einhergehen kann. Die von den Akteur:innen als besondere Belastung benannten Schwierigkeiten werden im Folgenden vor dem Hintergrund der Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse in diesen Paarbeziehungen, aber auch im Kontext von binationalen Partnerschaften im Allgemeinen betrachtet.

2.3.1 Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse

In Studien über Paarbeziehungen zwischen deutschen Männern und Frauen aus Südostasien nimmt die Untersuchung der mit ihrem Eheleben einherge-

henden Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse stets einen besonderen Raum ein. Insbesondere in den frühen Publikationen zum Thema wird diesbezüglich ein sehr düsteres Bild vom Beziehungsalltag dieser Paare gezeichnet.³ Charakteristisch für die Beiträge aus den 1980er Jahren ist, dass sie im Bereich der grauen Literatur anzusiedeln sind und kaum über ein ausreichendes empirisches Fundament verfügen, um wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht zu werden. Wie folgendes Textbeispiel exemplarisch zeigt, kritisieren die Autor:innen insbesondere, dass sich die Frauen mit ihrer Heirat in eine Abhängigkeit begeben, in welcher sie der Macht ihrer Ehemänner schutzlos ausgeliefert seien:

Die Frauen kommen in ein völlig fremdes Land mit ganz anderen Umgangsformen. Im ausländerfeindlichen Deutschland spüren sie die Kälte und Unverbindlichkeit von Nachbarn, denen sie täglich im Treppenhaus begegnen, sie fühlen sich einsam und verlassen, weil die Ehemänner soziale Kontakte verbieten. Oft dürfen sie gerade zum Einkaufen die Wohnung verlassen. Sprache und Schriftzeichen sind ihnen fremd, eine Verständigung ist nur gebrochen möglich. Es kommt immer wieder vor, dass sie die deutsche Sprache nicht lernen dürfen, weil ihre Ehemänner sie möglichst wie ein eingesperrtes Haustier in völliger Abhängigkeit halten wollen. (Kernbichl 1988: 37)

Zudem ist es für diese Beiträge als typisch zu erachten, dass das Phänomen Heiratsmigration stets mit Frauen- und Menschenhandel gleichgesetzt wird und die Autor:innen diesen Ehen – und insbesondere den deutschen Männern – grundsätzlich negativ gegenüberstehen. In ihren Beschreibungen werden Frauen stets als hilflose Opfer dargestellt, die auf dem Heiratsmarkt wie eine Ware gehandelt oder von Heiratsvermittlern unter falschen Vorgaben zu einer Eheschließung verleitet wurden, um anschliessend durch ihre Ehemänner als billige Haushaltskräfte oder willenslose Sexsklavinnen ausgebeutet und missbraucht zu werden. So hält Kernbichl (1988) etwa fest:

Die vermeintliche Chance wird zur Illusion, das Eheglück zur Hölle. [...] Unterschiedliche Erwartungen an die Ehe stossen aufeinander: Männer wünschen sich eine fürsorgliche und gehorsame Hausfrau, die ihnen allumfassende Versorgung bietet, Frauen möchten als Ehepartnerinnen akzeptiert werden, wünschen sich eine harmonische Beziehung und erwarten eine fi-

3 Siehe dazu u.a. Schmidt 1985, Lipka 1989, Kernbichl 1988, Meerwein 1988, Niesner 1988.

nanzielle Unterstützung ihrer Familien. Verständnislos schütteln deutsche Ehemänner den Kopf, wenn die Frauen sie darum bitten. (Ebd.: 37)

Aus der Perspektive der frühen Literatur zum Thema werden die untersuchten Paare somit stets durch ein Machtgefälle charakterisiert, das von den Männern absichtlich gesucht und aufrechterhalten wird, um ihre Vormachtstellung zu sichern. Wie Niesner (1988) etwa schreibt, seien die Männer aufgrund ihrer Minderwertigkeitsgefühle auf unterlegene Frauen angewiesen, an denen sie ihre Machtphantasien ausleben können, um ihr angeschlagenes Selbstbewusstsein aufzuwerten. Darin sieht die Autorin auch das zentrale Motiv hinter der Partnerwahl der Männer:

Dem [Mann] steht dann das weite Feld des öffentlichen Lebens uneingeschränkt zu, seine gesellschaftliche Vormachtstellung wird ihm nicht streitig gemacht, sein patriarchalisches Vorrecht lässt sich ausleben und genießen. Auch als Randgruppenangehöriger eines Industriestaates kann man sich einer Frau aus der Dritten Welt überlegen fühlen, kann gesellschaftliche Ohnmacht mit Omnipotenzenerlebnissen im Privatleben kompensieren. (Ebd.: 38)

Die mit solchen Aussagen einhergehende moralische Verurteilung der Männer ist ebenso kennzeichnend für die frühe Auseinandersetzung mit dem Thema Heiratsmigration wie die darin zur Geltung kommenden Täter-Opfer-Darstellungen, in denen sich auch die gesellschaftlichen Vorurteile gegenüber diesen Paarkonstellationen widerspiegeln. Während diese durch Medienberichte über Sextourismus, Katalogfrauen und Prostitution weiterhin untermauert werden, hat sich die wissenschaftliche Forschung über diese Paare weiterentwickelt. Neuere Studien zeigen, dass die zuvor erwähnten Negativdarstellungen empirisch so nicht haltbar sind und damit auch der Beziehungsrealität dieser Paare nicht gerecht werden. Betrachtet man das Zustandekommen dieser Ehen vor dem Hintergrund von Austauschbeziehungen, wie sie letztlich jeder Beziehung zugrunde liegen, verschwimmen nicht nur Täter-Opfer-Vorstellungen, sondern es zeigt sich, dass die offensichtlich scheinenden Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse längst nicht so einseitig gelagert sind, wie dies bisher angenommen wurde. So werden Heiratsmigrantinnen in den Studien von Beer (1996), Ruenkaew (2003) und Lauser (2004) auch nicht länger als handlungsunfähige Objekte, sondern als soziale Akteurinnen betrachtet, die wie ihre Ehemänner über eigene Überlebens-, Handlungs- und Bewältigungsstrategien verfügen.

Dieser Perspektivenwechsel kann insbesondere auf zwei Ursachen zurückgeführt werden. Wie in Zusammenhang mit den Heirats- und Migrationsmotiven der Frauen bereits dargestellt wurde (siehe dazu Teil II), legen die Untersuchungsergebnisse neuerer Studien *erstens* nahe, dass Heiratsmigration für viele Frauen nur eine Option unter vielen darstellt und somit als Resultat von selbstbewussten Entscheidungen – und nicht etwa als Form von Menschenhandel – zu verstehen ist.⁴ *Zweitens* zeigt die empirische Überprüfung der Heiratsmotive der Männer, dass sich diese vorwiegend aus emotionalen Motiven auf eine Eheschliessung einlassen. Dabei wird bei der näheren Betrachtung der Dynamik innerhalb dieser Paarbeziehungen auch deutlich, dass sich die Frauen der Zuneigung ihrer Ehemänner durchaus bewusst sind und dies auch gezielt zu ihrem Vorteil einsetzen können, um Eigeninteressen durchzusetzen. So konnte etwa festgestellt werden, dass die Frauen oft hohe Erwartungen an die Unterstützungsleistungen ihrer Ehemänner stellen, wobei diese den Forderungen ihrer Ehefrauen in der Regel gerne nachkommen – sei dies finanziell oder durch praktische Hilfestellungen im Alltag. Wie Ying im Interview erzählt, ist dies auch einer der Gründe, warum ihre Beziehung gut funktioniert: »Als ich lebe in der Schweiz mit Beat, er ist nett zu mir, er ist guter Mann. Wenn er schlechter Mann würde oder wäre, wenn er um mich nicht gut kümmert, sage ich schon lange auf Wiedersehen« (1A/416-418). In diesem Sinne kommt auch Ruenkaew (2003: 308) zum Schluss, dass »in der Ehe [...] nicht die vermeintliche Machtungleichheit, sondern ein Gefüge partieller Machtdifferentiale [herrscht]« und somit das Bild des dominanten Mannes und der hilflosen Asiatin in den meisten Fällen nicht der Realität entspricht. Nicht zuletzt zeigte sich im Rahmen dieser Untersuchung auch, dass sich Thai-Frauen im Bedarfsfall auch unabhängig von ihren Ehepartnern orientieren können. Nicht nur, dass sie untereinander gut vernetzt sind, auch existieren innerhalb der *ethnischen Kolonie* eine Vielzahl von Anlaufstellen, auf die sie bei Schwierigkeiten mit dem Ehepartner zurückgreifen können (siehe dazu Teil IV, Kapitel 3.4, S. 205).

-
- 4 Dabei muss jedoch nicht ausgeschlossen sein, dass Heiratsmigration nicht auch mit Zwangs- und Ausbeutungssituationen einhergehen kann. So haben Niesner et al. (1997) bei der Befragung von Thailänderinnen, die Zuflucht in einem Frauenhaus gefunden haben, etwa gezeigt, dass es innerhalb dieser Beziehungen zu Missbrauchsfällen kommen kann. Aufgrund der selektiven Stichprobe wäre die Annahme jedoch falsch, dass sich daraus repräsentative Rückschlüsse auf den Beziehungsalltag solcher Partnerschaften im Allgemeinen ziehen lassen.

Durch das Sample der vorliegenden Studie wird deutlich, dass thailändisch-schweizerische Paare in ihrem Alltag mit verschiedenen Herausforderungen konfrontiert werden, die nicht zuletzt durch die Migrationssituation der Frauen bedingt sind und zu Konflikten innerhalb der Partnerschaft führen können. Diese Feststellung deckt sich mit Studien aus der Paarforschung, die aufzeigen, dass binationale Paare im Allgemeinen erhöhtem Stress ausgesetzt sind. In ihrem Zusammenleben haben sie im Vergleich zu nicht gemischtnationalen Paaren oft viele finanzielle, rechtliche und kulturelle Hindernisse zu überwinden; einer der Partner muss mehr oder weniger auf seine Familienangehörigen verzichten, sich an eine neue kulturelle Umgebung gewöhnen und eine neue Sprache erlernen. Diese durch die Migration verursachten Stressoren reihen sich zu den anderen in Partnerschaften üblichen Stressfaktoren wie etwa Mehrfachbelastung, Finanzen oder Kinder (Bodenmann et al. 2000).

Wie binationale Paare mit diesen erhöhten Anforderungen und dem daraus resultierenden Stress umgehen, ist Gegenstand der quantitativ ausgerichteten Studie von Bodenmann et al. (2010). Die Autor:innen untersuchten thailändisch-schweizerische Paare auf ihre individuellen und gemeinsamen Strategien zur Stressbewältigung und verglichen diese mit den Copingkompetenzen mononational-schweizerischer Paare. In Bezug auf die von den Thailänderinnen angewandten Copingstrategien zeigten sich interessante Besonderheiten: Im Vergleich zu den Schweizerinnen (wie auch den Schweizer Männern) greifen Thailänderinnen in belastenden Situationen besonders häufig auf religiöse Bewältigungsstrategien zurück (siehe dazu Teil V). Ebenfalls als auffällig erwies sich, dass Thailänderinnen verstärkt dazu neigen, Belastungen zu verleugnen oder zu verdrängen, indem sie ihre Gefühle unterdrücken. Das heisst zugleich auch, dass die Stresskommunikation innerhalb thailändisch-schweizerischer Paarbeziehungen deutlich weniger ausgeprägt ist als in mononational-schweizerischen Beziehungen. Diese Ergebnisse führen Bodenmann et al. (2010) auf die Befunde früherer Studien zurück, die besagen, dass die Selbstöffnung in asiatischen Ländern im Allgemeinen geringer ausgeprägt sei als im Westen.⁵ Da es sich bei der thailändischen Gesellschaft um eine »Zugehörigkeitsgesellschaft« handle, in welcher der Ausdruck von negativen Gefühlen als unangemessen gelte und Konflikte insbesondere durch Anpassung gelöst wür-

5 Basierend auf: Gudykunst, W. B. & Nishida, T. (1984). Individual and cultural influence on uncertainty reduction. In *Communication Monographs*, 51, 23–36.

den,⁶ würden bereits Kinder lernen, diese zu verdrängen.⁷ Insofern kann davon ausgegangen werden, dass Thailänderinnen ihre Gefühle aufgrund ihrer Sozialisation nur zurückhaltend preisgeben und bestimmte Probleme innerhalb der Partnerschaft nicht als solche ansprechen oder beschönigt darstellen. Nichtsdestotrotz konnten bei der Analyse der Interviews mit Thai-Frauen einige Probleme eruiert werden, die in Zusammenhang mit ihrer Partnerschaft zu betrachten sind und im Folgenden näher dargestellt werden.

2.3.2 Beziehungsqualität

Auch wenn die zuvor erwähnten kulturell bedingten Faktoren eine Rolle dabei spielen dürften, dass Konflikte innerhalb thailändisch-schweizerischer Partnerschaften weniger häufig angesprochen werden als in mononational-schweizerischen Beziehungen (Bodenmann et al. 2010), zeigen meine empirischen Daten, dass dieser Befund letztlich auch nicht unwesentlich auf Sprach- und Verständigungsprobleme zurückgeführt werden kann. Fehlt es an sprachlichen Kompetenzen, ist es schwieriger, Probleme zu artikulieren. Insofern steigt damit auch die Wahrscheinlichkeit, dass diese nicht angesprochen und somit eher verdrängt, verleugnet oder schöneredet werden (siehe dazu Kapitel 2.1.2). Dies widerspiegelt sich auch in der Feststellung, dass gerade Paare mit offensichtlichen Verständigungsproblemen dazu neigen, die Bedeutung der Sprache für ihre Beziehung herunterzuspielen, während andere mit besseren sprachlichen Fähigkeiten davon berichten, dass Verständigungsprobleme zunächst eine Beeinträchtigung für die Beziehungsqualität darstellten. So bestätigt auch die Studie von Bodenmann et al. (2010: 142), dass die Partnerschaftsqualität in thailändisch-schweizerischen Beziehungen unter jener der mononational-schweizerischen Paare liegt.

2.3.3 Kulturelle Differenzen

Im Alltag binationaler Paare existieren eine Vielzahl von Bereichen, über die kulturell bedingt unterschiedliche Auffassungen herrschen. In den Interviews

6 Basierend auf: Kunaviktikul, W., Nuntasupawat, R., Srisuphan, W. & Booth, R. Z. (2000). Relationships among conflict, conflict management, job satisfaction, intent to stay, and turnover of professional nurses in Thailand. In *Nursing and Health Sciences*, 2, 9–16.

7 Basierend auf: Kulick, E. & Wilson, D. (1992). *Thailand's turn: Profile of a new dragon*. St. Martin's Press New York.

mit Thai-Frauen und deren Partnern zeigt sich, dass die untersuchten Paare im Allgemeinen dazu neigen, praktisch jede Streitigkeit, die im Ehealltag auftauchen kann, auf kulturelle Differenzen zurückzuführen. Kulturelle Differenzen werden nicht nur als Ursache für Auseinandersetzungen wahrgenommen, sondern sie liefern darüber hinaus auch ein Erklärungsmodell, durch welches sich Streitigkeiten leichter einordnen und beilegen lassen, ohne dass es zu einer grösseren Eskalation kommen muss («So sind sie halt einfach, die Thais/Schweizer»). Dies zeigt sich auch am Beispiel von Beat und Ying. Wie in vielen anderen Paarbeziehungen auch, ist die Hausarbeit ein Thema, über welches die beiden andauernd verhandeln müssen. Beat erzählt im Paarinterview:

Also, ich hätte es gerne sauberer, sagen wir's mal so. Und in Thailand ist es halt so, dort, wo man sitzt, dort wird geputzt und der Rest kann dreckig sein. Und das habe ich halt nicht so gerne. Und ich kann nicht, eben, ich kann nicht 24 Stunden arbeiten, ich habe einen harten Job, komme nach Hause und sehr oft ist halt die Küche nicht gemacht, ist was auch immer nicht gemacht. [...] Und da haben wir schon sehr oft Meinungsverschiedenheiten. Oder zum Arbeiten brauche ich immer Hemden, ich bügle nicht gerne, das macht glaube ich kein Mann gerne... und auch keine Frau wahrscheinlich, Entschuldigung. Und da sag ich manchmal Himmelstern, jetzt sollte ich ein Hemd haben und es ist nicht gebügelt. [...] Und das ist halt einfach in Thailand, das ist halt eine andere Kultur. Man muss schon auch sagen, in Thailand hat man nicht so eine grosse Wohnung, für die man alleine schauen muss. Da hast du einen Raum und da helfen zwei, drei schnell mit. Und es ist nicht so sauber, schnell mit dem Reisbesen drüber wischen und dann ist es für die sauber. Und bei uns ist sauber halt anders, oder. [...] Ja, da kommt dann schon der Bünzli-Schweizer hervor. Und da prallen dann halt schon zwei Kulturen aufeinander. (1A/1028-1046)

Beat verrät hierbei zunächst, dass er seine Frau in der Pflicht sieht, die Hausarbeiten zu übernehmen, und sich insofern auch eine traditionelle Arbeitsteilung in der Ehe wünscht. Interessanter ist an dieser Stelle jedoch, wie er in der Interviewsituation damit umgeht, dass seine Frau seinen Anforderungen im Haushalt nicht gerecht wird. Anstatt sie mit dem Vorwurf zu konfrontieren, einfach keine Lust auf Hausarbeit zu haben, erklärt er sich die von ihm empfundene Nachlässigkeit dadurch, dass in Thailand kulturell bedingt andere Vorstellungen von Sauberkeit herrschen. Indem er betont, dass es in Thailand nicht üblich sei, alleine für einen Haushalt dieser Grösse verantwortlich zu sein, verteidigt er sie in meiner Gegenwart auch indirekt vor dem Verdacht,

eine schlechte Hausfrau zu sein. Seine Frau Ying knüpft insofern an seine Aussage an:

Ich bin nicht so sorgfältig, das ist nicht mein Typ. [Der Haushalt] ist nicht nur für mich schwierig, auch für andere Thai-Leute, auch für andere. Wir haben einfache Leben.⁸ Wir haben so viel Freiheit. Aber bei euch, ihr sehen diese vier Ecken, aber bei uns wir haben keine Ecke, [es ist] frei. (1A/1073-1076)

Damit bestätigt sie den Eindruck ihres Ehemannes bezüglich der kulturellen Differenzen, die er wohl oder übel akzeptieren muss, wenn er mit einer Thailänderin zusammen sein will. Obwohl sich die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden damit kaum in Luft auflösen, dürfte die Vorstellung davon, dass gewisse Eigenheiten des Partners mit dessen Kultur verbunden und somit nicht ohne Weiteres zu ändern sind, zur Entschärfung alltäglicher Konfliktsituationen beitragen.

Bei der Untersuchung zeigte sich, dass die meisten der befragten Männer über ein grosses Interesse an der thailändischen Kultur verfügen und insofern auch bereit sind, Verständnis für die Andersartigkeit ihrer Partnerinnen aufzubringen. So etwa, wenn diese entgegen der Schweizer Gewohnheiten eine andere Vorstellung von Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit mit sich bringen, was von den Ehemännern besonders häufig als Ursache von Konflikten genannt wurde. Da Thais aber einfach so seien, so die Aussage vieler

8 Spricht Ying in diesem Zusammenhang vom »einfachen Leben«, so knüpft sie damit an ein Narrativ an, das von einigen der interviewten Thailänderinnen aufgegriffen wurde, um die Unterschiede zwischen dem Leben in Thailand resp. dem *Isaan* und der Schweiz zu beschreiben. So wie Ying geht es den Frauen dabei weniger darum, die bescheidenen Verhältnisse ihrer Herkunft zum Ausdruck zu bringen als hervorzuheben, dass sie ihr Leben in der Schweiz im Vergleich zu früher als komplizierter empfinden. Oft beschrieben sie ihr Leben in den Herkunftsdörfern als unbeschwerter und sorgloser, da sie damals im Vergleich zu heute weniger Verpflichtungen hatten und mehr Freiheiten geniessen konnten. Im Narrativ des »einfachen Lebens« wird ein Bild der Heimat konstruiert, das durchgehend positiv bewertet wird, auch wenn es der Lebensrealität in den Herkunftsdörfern wahrscheinlich kaum gerecht wird. Angesichts der Tatsache, dass die interviewten Frauen ihre Herkunftsdörfer durchschnittlich im Alter von 13 Jahren verlassen haben, dürfte dieses in der Retrospektive beschönigte Bild vom Leben in Thailand nicht unwesentlich mit den Kindheitserinnerungen der Frauen verbunden sein. Wieder zu einem solchen unbeschwerten Leben zurückzufinden, ist der Wunsch vieler Frauen, den sie sich durch eine spätere Remigration erfüllen möchten. Zur Migration als »notwendiges Übel« siehe Teil III, Kapitel 3.1, S. 162; der Wunsch nach Remigration wurde weiter oben in Teil II, Kapitel 2.6, S. 82, behandelt.

Männer, lohne es sich letztlich nicht, sich weiter darüber aufzuregen. Umgekehrt scheint es vielen Frauen auch nichts auszumachen, weniger scharf für ihre Männer zu kochen. Unterschiedliche Essgewohnheiten wurden lediglich in einem der untersuchten Fälle als Problem genannt, das zu einem Konflikt geführt habe, der schliesslich damit gelöst worden sei, dass nun jede:r für sich selbst koche.

2.3.4 Rollen- und Arbeitsteilung

Wie das zuvor erwähnte Beispiel von Beat zeigt, wünschen sich die Männer von Thai-Frauen in der Regel eine Ehe mit traditioneller Arbeitsteilung, in welcher sie für das Familieneinkommen verantwortlich sind, während sich ihre Frauen um die Hausarbeit und die Kindererziehung kümmern. So war das auch in Puis erster Ehe der Fall. Über ihren Ex-Mann erzählt sie:

Also, er möchte nicht, dass ich auch arbeite und so. Er sagte, ganzes Leben kann er auf mich aufpassen. [...] Er hat[te] Angst, dass ich nach Geld renne wie alle anderen Frauen. Und eh... [er mag nicht] die Frauen, die Kinder haben, und nicht [selber] betreut und nur arbeiten geht und die Kinder auf dem Kita schieben. Nicht selber erziehen, das wollte er nicht. (9A/443-454)

Innerhalb der Beziehungen zwischen Thai-Frauen und Schweizer Männern kommt es aufgrund der kurzen Kennenlernphase und der fehlenden Möglichkeit, den gemeinsamen Alltag vor der Eheschliessung zu erproben, oft vor, dass die Erwartungen an das Gegenüber nicht ausreichend geklärt werden. Stattdessen, so zeigen es die Studien von Beer (1996) und Ruenkaew (2003), gehen viele Männer stillschweigend davon aus, dass sich Asiatinnen ebenfalls eine traditionelle Rollenverteilung wünschen, und müssen schliesslich ernüchtert feststellen, dass ihr Bild der fürsorglichen und unterwürfigen Thai-Frau nicht der Realität entspricht. So hatte auch Puis ständiger Kampf um mehr Unabhängigkeit für Probleme in ihrer ersten Ehe gesorgt, die letztlich auch zu deren Scheitern beigetragen haben:

Ich wollte [...] nicht Trennung oder Scheidung. Wollte ich nie, wenn ich verheiratet bin, dann möchte ich nur füreinander da sein, für Kind, für Familie. Auch wenn Hoch und Tief kommt. Aber dann ein Streit geht wieder hoch [und] das konnte ich nicht mehr aushalten. (9A/315-318)

Die ethnologische Forschung zeigt, dass innerhalb der Thai-Kultur andere Vorstellungen über die Rolle der Frau in Familie und Gesellschaft herrschen, als

viele Schweizer:innen zunächst annehmen. Im Vergleich zu anderen Ländern Südostasiens wird gerade Thailand dadurch charakterisiert, dass Frauen in der Arbeitswelt wie auch im öffentlichen Leben besonders präsent sind (Mills 1997, Esterik 2000, Lindberg Falk 2008) und auch innerhalb der Familie eine bestimmende Rolle einnehmen, indem sie sowohl für die Finanzen als auch andere Familienangelegenheiten verantwortlich sind (Ruenkaew 2003: 59–60). Nicht zuletzt zeugen auch die Migrationsgeschichten der befragten Thailänderinnen von der Grösse der Verantwortung, die sie zu tragen haben, und dem hohen Mass an Selbstständigkeit, das von ihnen seitens ihrer Herkunftsfamilien erwartet wird. Dies zeigt sich unter anderem auch am Beispiel von Nüng. Wie viele andere Frauen aus dem *Isaan* hat auch sie ihr Heimatdorf bereits im Alter von 13 Jahren in Richtung Bangkok verlassen, um ihre zurückgelassene Familie mit ihrem Einkommen als Kindermädchen zu unterstützen. »Ich selber auch noch Kind« (5A/33-34), meint sie im Interview lachend dazu. Später betont sie: »Ich in Thailand, ich immer gearbeitet. Ich immer stehen auf meine Beine. Immer« (5A/689-690). Dementsprechend möchte Nüng auch in der Schweiz am Erwerbsleben teilnehmen, um Geld zu verdienen, über das sie unabhängig von ihrem Ehemann verfügen kann.

Insofern lässt sich feststellen, dass viele der befragten Thailänderinnen Tätigkeiten ausser Haus nachgehen, auch wenn es sich dabei oft nur um stundenweise Einsätze handelt und sie gerne mehr arbeiten würden, wenn sie ausserhalb der ethnischen Nische eine Chance auf dem Arbeitsmarkt hätten. Dass es aufgrund unterschiedlicher geschlechts- und kulturspezifischer Rollenerwartungen zu Konflikten innerhalb der Ehe kommt, konnte lediglich in einem Paarinterview festgestellt werden. So möchte Beat an der traditionellen Arbeitsteilung festhalten, obwohl seine Ying gerne mehr arbeiten würde. Im Interview beschwert sie sich daher auch über seine fehlende Unterstützung bei der Arbeitssuche:

Interviewerin: Und dein Ziel ist, dass du mehr arbeiten [kannst] in Zukunft?

Ying: Immer, immer, für immer. Aber Beat hilft mir nicht.

Beat: Ich brems sie einfach. Weil ich sage, [unser Sohn] braucht ein Mami, das immer da ist. [...] [Und] sie möchte eben zusätzlich noch etwas arbeiten.

Ying: Ich möchte immer arbeiten. (1A/951-966)

Während Ying Schwierigkeiten damit hat, bei ihrem Mann Gehör zu finden, ist es Pui im Laufe der Zeit gelungen, sich gegenüber ihrem Ex-Mann durchzusetzen und mehr Unabhängigkeit zu erlangen: »Ich habe meinen Kopf durchgesetzt, ich möchte, ich bin nicht gerne eine bittende Person. Früher habe ich

auch immer gearbeitet. Ich weiss, wie man Geld verdient, und ich bitte nicht gerne« (9A/464-466).

2.3.5 Finanzielle Belange

Da Geld quasi eine konstitutive Grundlage für das Zustandekommen dieser Ehen darstellt (siehe dazu Teil II, Kapitel 3), spielen finanzielle Belange im Alltag vieler Paare eine wichtige Rolle. In sämtlichen der untersuchten Fälle sind es die Männer, welche die Lebenshaltungskosten tragen und den grössten Teil zum Familieneinkommen beitragen. Insofern befinden sich die Frauen in der Regel in einem finanziellen Abhängigkeitsverhältnis, das sie, wie zuvor erwähnt, durch eine eigene Erwerbstätigkeit abzuschwächen versuchen. Dabei geht oft auch nur darum, sich ein Taschengeld zu verdienen, über welches sie unabhängig vom Ehepartner verfügen können. Dies motivierte auch Nüng dazu, sich eine Arbeit zu suchen, wie sie erzählt:

Weil ich will auch bisschen Geld verdienen. Weil er genug zahlen, weisst du, nicht sagen arm oder so, genug, aber ich will einfach ein bisschen für mich kümmern, nur für mich. Ich will bisschen Kleid, muss nicht immer sagen Schatz [kannst du mir Geld geben]. (5A/686-689)

Sämtlichen Männern, die im Rahmen der Studie befragt wurden, war bereits vor ihrer Heirat bewusst, dass sie sich mit einer thailändischen Frau auf finanzielle Verpflichtungen einlassen und Unterstützungsleistungen von ihnen erwartet werden, sei es für den Lebensunterhalt ihrer Ehefrauen in der Schweiz, sei es für deren Herkunftsfamilien in Thailand. Daran musste sich Walter zunächst gewöhnen, wie er erzählt:

[Was zu einer Thai-]Frau [...] gehört, ist, dass man als Mann einfach zahlt für die Frau. Und sie erwartet das auch. Das ist auch ein Teil vom ganzen Sozialpaket, dass man, die erwarten einfach, dass der Mann bezahlt. [...] Das war am Anfang für mich schon eine Umstellung als Schweizer. Weil als Schweizer, die Frau verdient Geld, du verdienst Geld und man lädt sie vielleicht mal ein, oder man teilt oder hat eine gemeinsame Kasse. Das war für mich am Anfang schon eine Umstellung. (9A/1145-1154)

Da die Männer die Lebensumstände im *Isaan* meist sehr gut kennen, zeigen sie in der Regel auch eine hohe Bereitschaft, Familienangehörige ihrer Ehefrauen zu unterstützen, solange sich deren finanzielle Forderungen im Rahmen halten. Einige der Männer sehen ihre regelmässigen Zahlungen nach Thailand

auch als Beitrag zur Entwicklungshilfe, den sie ihren Angehörigen lieber direkt zukommen lassen, als an ein möglicherweise intransparentes Hilfswerk zu spenden. Mehrheitlich fühlen sie sich jedoch dazu verpflichtet, da sie die Unterstützung von thailändischen Verwandten als Teil ihrer Verantwortung gegenüber ihren Ehefrauen betrachten. Ein Auszug aus dem Paarinterview mit Ying und Beat verdeutlicht dies:

Ying: Seit ich Beat kennenlernte bis heute, schicken wir meine Mutter immer Geld. Nicht viel, aber für sie ist es genug.

Beat: Ja, das ist normal. Weil du hast ja vorher in Thailand, als du in Thailand gearbeitet hast [...], hast du deinem Mami Geld gegeben und, wenn ich dich in die Schweiz, ja, hole, sag ich mal, dann hätte ja dein Mami nachher gar kein Einkommen mehr gehabt.

Ying: Er hat mir viel geholfen, weisst du, Geld schicken jeden Monat gleiche Franken Betrag. Ja, aber müssen wir Geld schicken. Aber für Beat ist das nie ein Problem. Beat sagt nie Nein. Er reklamiert auch nie. (1A/191-201)

Wie hierbei deutlich wird, nimmt Beat seine regelmässigen Zahlungen nach Thailand weniger als finanzielle Belastung denn als notwendige Selbstverständlichkeit wahr. Da er nicht das Gefühl hat, dass seine Frau seine Hilfsbereitschaft ausnutzt, kommt er seiner Verpflichtung gerne nach, wie er weitererzählt. Dass Ying im Gegensatz zu anderen Thai-Frauen sehr genügsam sei, wertet er als Zeichen ihrer Aufrichtigkeit, wie die folgende Interviewpassage illustriert:

Sie hatte ja auch gute Arbeit [in Thailand] und demzufolge auch gutes Geld. Und eben sehr viele Thailänderinnen, die in die Schweiz kommen, die haben in Thailand nicht viel verdient, die sind froh, wenn sie jemand haben, der sie dann unterstützt und dann eben auch Geld gibt, und das wollte Ying eigentlich nie. Sie hat [eine] Kreditkarte, sie hat alles, was sie will. Sie ist eine sehr sparsame Frau, ich musste nie, von Anfang an nie, Angst haben, sie geht jetzt mit ihrer Kreditkarte Sachen einkaufen und ich habe Ende Monat 5000 Franken auf der Rechnung... und das seit Anfang hatte ich nie, ja, haben wir einfach grosses Vertrauen zueinander und sie hat das nie ausgenützt. Das ist eben auch viel Wert, weil ich kenne auch ganz viele Kollegen, die haben Thai-Frauen, die sind spielsüchtig, die spielen gerne Karten und immer um Geld. Die verspielen dann in einer Nacht 30 000 Schweizer Franken. (1A/1135-1143)

Um zu betonen, dass es in ihrer Beziehung kaum Konflikte um Geld gibt, berichtet Beat in der zitierten Passage von Fällen, in denen finanzielle Belange

offensichtlich zu grösseren Spannungen führen. Dabei handelt es sich um eine Strategie, auf die Befragte häufig zurückgreifen, um ihre Probleme durch Vergleiche zu relativieren und ihre Beziehung als harmonisch darzustellen. Dabei zeigt sich im Gesprächsverlauf jedoch, dass die Finanzen der Familie sehr wohl ein Thema darstellen, das im Alltag viel Raum einnimmt und gerade im Hinblick auf Yings Wunsch nach einer Remigration immer wieder für Konflikte zwischen den beiden sorgt. »In der Schweiz muss ich immer überlegen, bevor ich etwas kaufe« (1B/1772-1773), sagt sie. »Wenn Beat viel zu viel verdienen, dann ok, wäre ich nicht sparsam« (1B/1799). Dass Ying die alltäglichen Ausgaben der Familie kontrolliert und einschränkt, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sie Investitionen für ihre Zukunft in Thailand tätigen möchte, obwohl sich ihr Ehemann derzeit gegen den Kauf einer Immobilie in Thailand ausspricht. Bis sie sich ihren Traum vom Eigenheim in Thailand erfüllen kann, dient ihr das angesparte Geld vorerst dazu, jährlich mehrmals nach Thailand zu reisen, um ihre Verwandtschaft zu besuchen.

Dass Rückzahlungen, Reisen wie auch die Vorbereitung einer Zukunft in Thailand die finanziellen Ressourcen der Paare stark in Anspruch nehmen und daher versucht wird, bei alltäglichen Ausgaben einzusparen, konnte oft festgestellt werden. So erzählt Dim etwa, dass sie nicht gerne einkauft oder in Restaurants isst, da dies stets mit einem schlechten Gewissen gegenüber ihrer Familie in Thailand einhergehe, die dieses Geld dringend benötigen würde:

How can I get the money to send family? [...] Very expensive here. When I eat [in a restaurant], I'm thinking of my family. [...] Everybody thinks, ohh, she's very lucky one to be here, but in my heart, I'm so sad... Aha... So sad, because when I eat, [I think it's better to] keep the money. If I keep this money, I can send home... Sometimes 200 Swiss Francs for one dinner, this one for my family is for the whole month. And then we go to shopping, we go shopping, 200, 300 Swiss Francs. (6A/1245-1257)

Die Beispiele von Ying und Dim zeigen, dass sich die beiden Frauen angesichts der hohen Lebenshaltungskosten in der Schweiz einschränken, um ihren familiären Verpflichtungen nachzukommen oder ihren Ruhestand in Thailand vorzubereiten. Wie sich im Rahmen der Studie weiter zeigt, haben diese Einschränkungen teilweise auch einen Einfluss auf die religiöse Praxis der Frauen. Da in den thai-buddhistischen Tempeln die Spenden (*Pāli dāna*) an Mönche eine wichtige Rolle einnehmen, konnte festgestellt werden, dass Tempelbesuche vermieden oder auf hohe Feiertage reduziert werden (siehe dazu Teil V, Kapitel 5.2.2.2, S. 300). Zudem zeigen sich einige Frauen auch zurückhaltend,

da nicht alle Ehemänner Verständnis für die religiöse Praxis des Spendens von Geld an Mönche aufbringen können, wie weiter unten in Kapitel 2.3.7 ausgeführt wird.

2.3.6 Erwartungshaltungen und Unterstützung

Wie in Zusammenhang mit den Heirats- und Migrationsmotiven bereits ausgeführt wurde, ist das Zustandekommen der untersuchten Partnerschaften mit bestimmten Erwartungen verbunden, die vor der Heirat nicht immer ausreichend abgeklärt oder unartikuliert als Selbstverständlichkeit betrachtet werden. Dies ist nicht nur bei den Männern der Fall – auch bei den Frauen kann es leicht zu Enttäuschungen kommen, wenn sie von ihren Männern nicht das gewünschte Ausmass an Unterstützung im Alltag erfahren. So ist sich Ying etwa bewusst, dass ihre Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt beschränkt sind und sie daher Unterstützung bei der Stellensuche brauchen würde: »Ich bin Ausländerin. Sicher man muss helfen zum neu eine Arbeit finden oder suchen« (1A/94). Insofern zeigt sie sich sehr enttäuscht darüber, dass ihr Ehemann ihr diese Hilfe nicht wie von ihr erwartet zukommen lässt und sie somit keine Stelle finden kann: »Beat sagt Nein, nur Nein, er ist nicht so ernst, aber ich bin ernst, ich möchte arbeiten« (1A/106-107). Beat will diesen Vorwurf jedoch nicht ganz auf sich sitzen lassen: »Also du musst auch sagen, wir wollten eben Kinder« (1A/111), entgegnet er ihr im Paarinterview und bringt damit auch die von ihm als Selbstverständlichkeit erachtete Rollenteilung in der Ehe zum Ausdruck, die Ying wohl oder übel akzeptiert, auch wenn es für sie nicht zufriedenstellend ist.

Nichtsdestotrotz lässt sich wie bereits erwähnt feststellen, dass die befragten Ehemänner in der Regel sehr bemüht darum sind, ihre Frauen im Alltag zu unterstützen und ihnen bei der Integration behilflich zu sein, da sie sich für ihr Wohlergehen verantwortlich fühlen. Auch Beat versucht seiner Frau, so gut es geht, unter die Arme zu greifen, da ihm nicht entgangen ist, dass sie unglücklich mit ihrer Lebenssituation ist – ein Umstand, dem er letztlich mehr oder weniger machtlos gegenübersteht, da er ihr das zurückgelassene soziale Umfeld nicht ersetzen kann, wie er im Paarinterview meint:

Ying: [Ich bin] einfach einsam.

Beat: Und das kann ich bis heute nicht ändern, das ist schon ein ganz schwieriges Thema, auch das anzusprechen, weil das ist sehr belastend für dich [richtet sich an seine Frau]. Weil du lebst halt jetzt einfach total weit weg

[von der Familie] in einem anderen Land und das ist auch schwierig, dann das auch zu ersetzen, oder. Es gäbe viel, aber das kann man eben nicht herzaubern. (1A/409-414)

Ausser, dass er seiner Frau den nötigen Freiraum gebe, um ihre thailändischen Freundinnen zu treffen und über das Internet Kontakte zu Verwandten und Bekannten in Thailand zu pflegen, seien ihm die Hände gebunden:

Wenn sie sagt, heute hat mich [eine Freundin] gefragt, sie möchte gerne etwas trinken gehen, ich wär der Letzte, der sagt, nein, das geht nicht. Oder, wenn ich ihr dann solche Sachen nicht geben würde, das wäre dann noch doppelt schlimm. Dass sie eben auch solche schönen Sachen geniessen kann. [...] Wenn sie etwas machen wollen, habe ich nie etwas dagegen. Weisst du. Oder auch im Facebook, für mich bist du [richtet sich an seine Frau] zu viel am Facebook, ganz klar, viel zu viel, da ist viel tote Zeit, aber das sind eben auch solche Sachen, wenn ich dort auch verbieten würde, dann wär sie noch viel einsamer. Und so kann ich ein bisschen helfen. Aber ich möchte gerne noch mehr helfen, aber das geht eben nicht. (1B/1454-1462)

Wie das Beispiel von Beat zeigt, können die Ehemänner beim Versuch, die Einsamkeit ihrer Frauen zu kompensieren, auch an ihre Grenzen gelangen. Oft erwähnten Männer auch, dass es schwierig sei, ihren Ehefrauen zu einem Zugang zum Arbeitsmarkt zu verhelfen, und dass die diesbezüglichen Bemühungen auch nach Jahren noch nicht zum gewünschten Ziel geführt hätten, wodurch die Erwartungshaltungen ihrer Frauen oftmals enttäuscht wurden.

2.3.7 Religiöse Unterschiede

In Bezug auf unterschiedliche religiöse Glaubensvorstellungen und -praktiken liess sich innerhalb der untersuchten Partnerschaften kein grosses Konfliktpotenzial feststellen. Das meist sehr ausgeprägte Interesse der Ehemänner am kulturellen Hintergrund ihrer Frauen schliesst in der Regel auch den Buddhismus ein, den sie als wesentliches Element der Thai-Kultur betrachten. Besonders gerne heben sie durch die buddhistische Lehre geprägte Werte wie etwa Respekt, Höflichkeit, Dankbarkeit und Gehorsamkeit hervor, die sie im Alltag mit ihren Frauen erfahren können und über den religiösen Kontext hinaus als geschätzte Wesenszüge von Thais beschreiben.

Für die meisten Männer stellt der Buddhismus eher eine Philosophie als eine Religion dar, die sich problemlos in bestehende Glaubensvorstellungen

integrieren lässt und auch von Männern mit einer eher ablehnenden Haltung gegenüber Religion mehrheitlich positiv bewertet wird.⁹ Dass ihre Ehefrauen nicht auf die Pflege ihrer kulturell-religiösen Tradition verzichten müssen, ist vielen Männern wichtig; nicht zuletzt auch, um ihnen nach ihrer Ankunft in der Schweiz Gelegenheit zu bieten, Kontakte zu anderen Thais zu knüpfen, im Tempel angebotenen Freizeitaktivitäten (wie etwa Kurse im Gemüseschneiden, traditionellem Tanz oder Kochen) nachzugehen oder das Bildungsangebot (Sprach-, Meditations- und *Dhamma*-Kurse) zu nutzen. In den Interviews erwähnten die Frauen daher oft, dass der erste Tempelbesuch in der Schweiz von ihren Ehemännern initiiert worden sei. »Er bringt mich zum Thai-Tempel sofort, kennenlernen mit Thai-Gesellschaft« (9A/543-544), erinnert sich etwa Pui. Ihr Mann Walter geniesst diese Aufenthalte jeweils sehr: »Es ist wie ein anderes Land im Land. Für mich ist es toll, weil ich habe die Thai gerne und die Fröhlichkeit und die Freundlichkeit« (9A/659-660). Wie für Pui und Walter repräsentiert gerade der Tempel in Gretzenbach für viele der befragten Frauen nicht nur einen Ort der buddhistischen Andacht, sondern einen sozialen Treffpunkt zur Pflege von privaten Kontakten und der Thai-Kultur im weiteren Sinne. Dabei können die Motivationen für Tempelbesuche und die Bedeutung, die der buddhistischen Religiosität dabei zukommt, individuell sehr unterschiedlich sein (siehe dazu Teil V).

Gerade in Familien mit Kindern lässt sich feststellen, dass die unterschiedlichen kulturell-religiösen Traditionen beider Partner verstärkt ins Bewusstsein rücken; insbesondere, wenn es um die Frage geht, ob und inwiefern Religion eine Rolle bei der Kindererziehung spielen soll. So haben sich Ying und Beat beispielsweise darauf geeinigt, ihrem gemeinsamen Sohn sowohl christliche als auch buddhistische Glaubensinhalte zu vermitteln: »Er kann aus jedem Glauben das Gute herausnehmen und nachher selber entscheiden, bin ich jetzt römisch-katholisch, oder will ich irgendeinmal Buddhist sein oder was auch immer. Ich finde, das überlassen wir ihm«, (1A/1236-1242), erzählt Beat. Darüber, wie sie dies praktisch handhaben wollen, und ob ihr Sohn getauft werden soll oder nicht, hatten sie sich zunächst keine Gedanken gemacht, bis die Auseinandersetzung mit diesem Thema von aussen angeregt wurde, wie sich Beat erinnert:

9 Auf das Verständnis des Buddhismus von Ehemännern von Thai-Frauen wird im Exkurs in Teil V auf S. 294 näher eingegangen.

Als [unser Sohn] noch nicht mal zwei Monate alt war, da stand plötzlich [der Pfarrer der Gemeinde] vor der Tür und hat fast darauf gedrängt, [dass wir ihn taufen lassen]. Wir würden ja in der Schweiz leben und deshalb wäre es schön, wenn [unser Sohn] römisch-katholisch würde. Das habe ich ein bisschen heftig gefunden. (1A/1243-1246)

Obwohl sich Beat durch den Pfarrer überrumpelt fühlte, trug der Gedanke, dass Religion auch mit kultureller resp. gesellschaftlicher Zugehörigkeit verbunden ist, zu seinem Entscheid für eine Taufe bei:

Ich will, dass er in der Schule kein Aussenseiter ist, ich will, dass er in den Religionsunterricht kann, ich will, dass er die Kommunion bekommt. Solche Sachen sind für mich schon wichtig. Aber ich habe ihm [dem Pfarrer] schon damals gesagt, dass [mein Sohn] einmal selber entscheiden kann, in welche Richtung sein Glaube geht. Er bekommt halt wirklich von beiden Ländern, von beiden Religionen viel mit. Und ich habe ihm gesagt, dass wir mehr im Tempel als in der Kirche sind. Es tut mir leid, aber es ist einfach so. (1A/1253-1259)

Während der katholische Religionsunterricht in der Schule stattfindet, nimmt der Tempel für die religiöse Bildung wie auch die Vermittlung der Thai-Kultur an die Kinder thailändisch-schweizerischer Paare eine zentrale Funktion ein. Ying fährt mit ihrem Sohn regelmässig nach Gretzenbach, wo er die buddhistische Sonntagsschule besucht, in welcher er neben den Grundlagen des Buddhismus auch die thailändische Sprache, insbesondere Lese- und Schreibkompetenzen, erlernt. Eine Gelegenheit, die Ying stets nutzt, um andere Mütter zu treffen.

Dass seitens der Ehemänner grundsätzlich keine Offenheit für buddhistische Glaubensinhalte und somit auch kein Verständnis für die Religionspraxis ihrer Frauen vorhanden ist, zeigt sich keinem der untersuchten Fälle. Einzig mehrfach negativ erwähnt wurden der Umgang mit den Mönchen und die damit verbundenen Geldspenden, die auch von einigen Frauen sehr kritisch betrachtet werden (siehe dazu Teil V, Kapitel 5.2.2.2, S. 300). Da sich Mönche ausschliesslich der religiösen Praxis zuwenden sollen, sind ihnen weltliche Dinge, etwa Privatbesitz oder die Verrichtung von Hausarbeit, untersagt. Somit sind sie materiell von den Gaben (Pāli *dāna*) von Laien abhängig, die im Gegenzug für ihre Spenden geistige Führung durch die Mönche erhalten und religiöse Verdienste erwerben. Die Verrichtung von Handlungen zum Verdiensterwerb ist für das Leben der Laien prägend und widerspiegelt auch die Hingabe, mit

welcher Mönche verehrt und unterstützt werden (Hutter 2016: 163). Dabei stören sich einige Männer insbesondere am sozialen Druck, dem sie sich im Tempel ausgesetzt fühlen. Heinrich meint dazu:

In Gretzenbach, die nötigen die Männer richtig, zu geben. Wir bekommen regelmässig Briefe, als wir dort waren, haben wir ja die Adresse hinterlassen. Wir bekommen jeden Monat einen Brief, in dem es wieder einen Aufruf hat. Ich schmeisse es immer gleich ins Altpapier. Da steht drauf, wer wie viel gespendet hat. Weisst du, diese Spendenliste, der Name und wer wie viel gegeben hat. Oder, die schreiben das! Darum willst du ja möglichst auch weit vorne sein. Ja, nein, der hat 500 gegeben, dann gib du 600, oder. Das läuft so. Und die Mönche nutzen das gnadenlos aus, das ist eine grosse Mafia dort. (5B/253-259)

Auch Markus sieht das Spenden von Geld kritisch. Während er selbst jedoch Verständnis dafür aufbringen könne, dass dies ein Teil der religiösen Tradition Thailands darstelle, kennt er viele Ehemänner von Thailänderinnen, die damit überhaupt nichts anzufangen wissen:

Viele Thais haben nicht sehr viel Geld. Oder sind auch in Familien, die nicht gut situiert sind. Und, oder überhaupt kein Verständnis vom Ehemann, was macht die da wieder für komische Sachen mit den Mönchen. Weil die halt nur das sehen, jetzt geht die wieder und spendet da wieder unser ganzes Geld für diese blöden Mönche, [...], was muss jetzt die wieder dem blöden Mönch da bringen. So sprechen die Leute tatsächlich. Und das kenn ich zu Genüge, diese Art. (4A/1322-1331)

Insofern können finanzielle Aspekte ein Hindernis für die religiösen Aktivitäten von Frauen und Tempelbesuche darstellen – sei dies, weil ihre Ehemänner sie nicht dabei unterstützen wollen, sei dies, dass sie angesichts ihrer knappen finanziellen Mittel andere Prioritäten setzen. So sagt etwa Nüng: »Nein du, ich arbeite. Ich arbeite auf Stundenlohn und dann komme ich sicher nicht einfach spenden« (5A/822-823). Wie sich bei der näheren Untersuchung in Teil V, Kapitel 5.2.2 (S. 285) zeigt, deuten ein Verzicht auf Tempelbesuche wie auch die Ablehnung von Geldspenden jedoch nicht zwangsläufig darauf hin, dass die Frauen dem Buddhismus grundsätzlich keine Bedeutung beimessen.